1 Soziale Kompetenz und ihr Bezug zu Persönlichkeit, Familie und Gesellschaft

Dr. Gundl Kutschera[1]

1.1 Einleitung

Immer wieder haben in der Geschichte große Veränderungen stattgefunden. Alte Rollenbilder zerfallen und neue müssen gefunden werden. Wir leben inmitten dieser Übergangsphase – alte Rollenbilder wollen nicht mehr gelebt werden und neue sind noch nicht vorhanden. Dies verursacht in Familien, Schulen, bei Eltern, Lehrer/innen und Kindern große Unsicherheit und das Pendel geht zwischen autoritären Erziehungsformen und laissez-faire hin und her. Was aufgrund meiner 30jährigen Erfahrung mit Familien und Kindern eindeutig gewünscht wird, ist ein Schutzrahmen, der von Eltern und Lehrer/innen gegeben werden soll, innerhalb dessen die Kinder sich frei entfalten können. Dieser Schutzrahmen existiert im Moment kaum und deshalb werden die Grenzen von den Kindern permanent überschritten und Eltern flüchten sich in Scheidungen, weil die Geborgenheit der Familie (eines Schutzrahmens) nicht vorhanden ist. Diese Suche und Sehnsucht nach Gemeinschaft und Familie scheinen sehr groß zu sein und die Hilflosigkeit, dies nicht erreichen zu können, führt zu Einsamkeit und ansteigenden Singlehaushalten.

Für die Kinder ist es oft eine große Überforderung, mit all den Versuchen ihre Eltern zusammenhalten zu können. Sie flüchten sich in virtuelle Welten und kommen mit der Realität immer schwerer zurecht, was entweder zu Null-Bock Mentalität oder Hyperaktivität führt mit Aggressionen gegen sich selbst (Autoaggression, Autoimmunkrankheiten) oder gegen andere.

In diesem Rahmen kommt der Schule immer mehr Bedeutung zu, die aber mit diesen neuen Aufgaben immer mehr überfordert ist.

Die Versuche, gleichwertiges Miteinander zu finden, aus den alten autoritären Familiengefügen auszubrechen, sind scheinbar bisher fehlgeschlagen, was sich in den großen Zahlen der Scheidungen zeigt. Wir stehen vor einer Aufgabe, die es in der ganzen Menschheitsgeschichte noch nicht gegeben hat. Bisher gab es im familiären Zusammenleben immer entweder Patriarchat oder Matriarchat. Gleichwertiges Miteinander ist noch nicht gelebt worden und muss erstmalig definiert werden, um lehr- und lernbar zu werden.

Ziel ist es deshalb, Definitionen für diese neuen Rollen zu finden, die nur die betroffenen Personen selbst finden können. Hier soll zuerst ein kurzer Überblick über die gegenwärtige Statistik gegeben werden, um bestehende Defizite aufzuzeigen, anschließend soll ein stichpunktartiger Überblick über Sozialisation in der Familie gegeben werden und dann sollen neue Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie Definitionen von gleichwertigen Beziehungen mit neuen Rollenbildern möglich sein können. Im Anhang gibt es eine kurze Zusammenfassung über Familie als soziales System.

1.2 Familie, Ehe und Partnerschaft vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und historischer Entwicklungen

Bevor wir uns mit Strukturen, Modellen und Übungen im Bereich Beziehungen und Partnerschaft im einzelnen befassen, erscheint es uns wichtig, darzustellen, welche Entwicklungen zu der Situation, wie wir sie heute vorfinden, geführt haben. Die derzeitige Situation kann nicht nur für sich betrachtet werden, sondern sie sollte als eingebunden in einen größeren Gesamtzusammenhang, als Teil eines geschichtlichen Prozesses gesehen werden. Sie ist das Ergebnis gesellschaftlichen Wandels, dessen Wurzel der Wille zur Verbesserung ist und der getragen wird von persönlichem Einsatz, Engagement, Kreativität und großer Neugier.

1 Unter Mitarbeit von Univ. Prof. Dr. Klaus Zapotoczky

Die Situation, der wir uns heute gegenübersehen, ist das Resultat eines Prozesses, und mit diesem Ergebnis müssen wir umgehen. Es ist nicht unser Anliegen, Bewertungen vorzunehmen, sondern den Prozess zu verstehen. Es soll der Versuch unternommen werden, die Vielschichtigkeit und Komplexität von menschlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen anzudeuten, auf deren Grundlage sich Vorstellungen vom Leben, Rollenbilder, Verhaltensregeln und Entscheidungs- und Auswahlkriterien jeweils den Umständen gemäß herausbilden.

Zu jeder Zeit und zu den jeweiligen Rollenbildern gehören Vorzüge und schwierige Aspekte.
So war es vor hundert Jahren in den meisten Fällen einfacher, eine klare Entscheidung über Beruf oder Lebensweise zu treffen. Einfacher deshalb, weil verglichen mit heute, nur wenige Wahlmöglichkeiten vorhanden waren; so wurde z.B. oft der Beruf des Vaters erlernt und ausgeübt. Auch bei der Wahl des Partners waren die Grenzen sehr klar durch Status und existenzielle Situation vorgegeben, die Rollenbilder und -erwartungen als Mann oder als Frau waren ebenfalls klar eingegrenzt. Klarheit schafft immer auch ein Gefühl der Sicherheit, und klare Regeln machen das Verhalten und das Leben in einer Gemeinschaft einfacher. Heute stehen im Verhältnis dazu eine Vielzahl an Möglichkeiten zur Verfügung, und wir können verhältnismäßig frei und individuell über die Wahl unseres Berufes oder unseres Lebenspartners / unserer Lebenspartnerin entscheiden. Der Spielraum für die Gestaltung des Lebens als Mann oder als Frau ist in hohem Maße erweitert und muss neu ausgefüllt werden. Wir fühlen uns in unserer Freiheit häufig überfordert und unsicher und verfügen oft nicht über klare Kriterien, nach denen wir eine für uns passende Auswahl treffen können.

In unserer Zeit sind wir permanent herausgefordert, uns eigenverantwortlich für jeweils eine der vielen offen stehenden Möglichkeiten zu entscheiden und die Kriterien herauszufinden, die uns dies ermöglichen.

Wie stellt sich nun unsere derzeitige Situation dar und wie hat sie sich entwickelt?

Wandel in Familie, Ehe und Partnerschaft
Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts und auch in diesem Jahrhundert vollzog und vollzieht sich in Familie, Ehe und Partnerschaft ein tief greifender Wandel. Familie als Wert an sich verliert zunehmend an Bedeutung. An seine Stelle treten in wachsendem Maß gesellschaftliche Werte wie z.B. Selbstverwirklichung, Beruf, Karriere und individuelle Lebensplanung. Dieser Trend ist schon seit Jahrzehnten zu beobachten und spiegelt sich wider in ständig zunehmenden Scheidungszahlen, in der Abnahme der Geburtenrate, in der wachsenden Zahl von alleinerziehenden Männern und Frauen, in einer 800%igen Zunahme von „nichtehelichen Lebensgemeinschaften“ in den Jahren von 1972 bis 1990 sowie in neuen Wortschöpfungen wie „Lebensabschnittspartner“ und in der Herausbildung einer Singlekultur.

Zugleich jedoch gibt es eine starke Sehnsucht nach dauerhafter Liebe und befriedigender Partnerschaft. 75% der Literatur beispielsweise beschäftigen sich in verschiedenster Weise mit den Themen Liebe und Partnerschaft und die Praxen der Eheberater und Therapeuten florieren.

Eine traditionelle, eine eindeutig „richtige“ Form der Familie und der Zweierbeziehung gibt es nicht mehr. Wir sind aufgefordert, unsere Fähigkeiten einzusetzen, um neue positive, befriedigende Modelle für Familie, Ehe und Partnerschaft, für Gemeinschaft und ein Miteinander zu entwickeln. Das bedeutet gleichzeitig auch, ein neues Selbstverständnis als Mann und als Frau zu entdecken und die Rolle als Vater bzw. als Mutter mit neuen Inhalten zu füllen. Dies stellt für beide Geschlechter eine Herausforderung und eine große Chance gleichermaßen dar.
Viele Menschen sind ratlos und auf der Suche nach Möglichkeiten, wie dieser Raum zu füllen ist. Es stellen sich entscheidende Fragen, denen sich der Einzelne heute allein gegenüber sieht, zum Beispiel:

- Worin bestehen die Funktion und die Bedeutung einer Familie, einer Partnerschaft?
- In welchem Rahmen, unter welchen Voraussetzungen und anhand welcher Fähigkeiten
- können zufrieden stellende Beziehungen geschaffen werden?
- Welche Bedeutung kommen Beruf und Karriere zu, welchen Raum nehmen sie ein?

In unserer Zeit gibt es in Familie, Ehe und Partnerschaft charakteristische, immer wiederkehrende Konfliktsituationen, die nicht nur auf persönliche Schwächen des Einzelnen zurückzuführen sind, sondern die auch im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Bedingungen stehen. Es müssen in diesem Zusammenhang historische Entwicklungen, der Wandel der soziokulturellen Werte sowie der aktuelle gesellschaftliche Hintergrund berücksichtigt werden, der sowohl Risiken als auch Herausforderungen und Möglichkeiten in sich birgt.

Viele Menschen, viele Paare und Familien gehen davon aus, dass persönliche Unzulänglichkeiten die Gründe für Schwierigkeiten in Beziehungen sind. Dies trifft nur zum Teil zu. Der gesellschaftliche Wandel muss in diesem Zusammenhang mitberücksichtigt werden. Dies kann für den Einzelnen entlastend wirken, da deutlich wird, dass die Entwicklung neuer Modelle für Zweierbeziehungen und Familie eine kulturelle Herausforderung darstellt und keineswegs nur eine Problematik ist, die ihn allein betrifft. Zudem kann es den einzelnen Menschen motivieren und dazu ermutigen, eigene Vorstellungen zu entwickeln auf seine Weise diesen Bereich mitzugestalten und gemeinsam mit anderen neue Möglichkeiten für das Zusammenleben zu entdecken.

1.3 Defizite in Familien – Scheidungsraten

Hier sollen kurz die gegenwärtige Situation und gegenwärtigen Denkweisen von Familien und Kindern aufgezeigt werden.

Nach Max Haller ist Partnerschaft ein gestaltbarer Prozess. Wer unter Liebe und Partnerschaft einen aktiven Prozess versteht, der kommt – zumindest teilweise – auch zu einer neuen Interpretation steigender Scheidungsraten in Österreich. Vielleicht hängt die Scheidungsanfälligkeit weniger mit dem steigenden Egoismus und einer Missachtung der Institution Ehe zusammen, sondern mehr mit dem hohen Stellenwert, den die Institution Ehe innehat. Weil den Menschen ihre Ehe so wichtig ist, sind sie nicht mehr bereit sich mit „halben Sachen“ zufrieden zu geben. In einer Gegenüberstellung des Idealbildes eines Partners mit den Mängeln des realen Partners gaben geschiedene Alleinerzieher/innen folgendes an: Die Hauptursache für eine Trennung ist nicht die mangelnde oder erkaltete Liebe, sondern die Unfähigkeit der Partner miteinander umzugehen, ihre Konflikte in einer konstruktiven Weise zu lösen. (Vgl. Haller, 1996.)

	1998		2000		2002	
	nichteheliche Geburten	Quote Nichteheliche	nichteheliche Geburten	Quote Nichteheliche	nichteheliche Geburten	Quote Nichteheliche
Burgenland	438	18,8%	470	21,3%	531	24,6%
Kärnten	2.298	41,9%	2.224	43,1%	2.307	47,7%
NÖ	3.128	21,2%	3.323	23,6%	3.834	27,0%
OÖ	4.612	31,4%	4.709	33,4%	5.066	36,5%
Salzburg	1.770	31,2%	1.856	34,1%	1.886	34,7%
Steiermark	4.358	39,0%	4.451	41,7%	4.506	43,1%
Tirol	2.417	31,4%	2.376	33,2%	2.541	36,4%
Vorarlberg	941	22,4%	955	24,5%	1.086	27,0%
Wien	3.962	26,0%	4.133	26,6%	4.738	28,8%
Österreich	23.924	29,5%	24.497	31,3%	26.465	33,8%

Tabelle 3: Nichteheliche Geburten und Nichtehelichenquote[2]

	1998		2000		2002	
	Ehe-scheidungen	Scheidungs-rate	Ehe-scheidungen	Scheidungs-rate	Ehe-scheidungen	Scheidungs-rate
Burgenland	374	25,35%	551	37,64%	556	38,99%
Kärnten	1.032	33,75%	1.070	36,08%	1.050	36,69%
NÖ	3.429	39,83%	3.818	44,98%	3.967	47,78%
OÖ	2.439	32,12%	2.622	35,30%	2.720	37,53%
Salzburg	1.047	36,06%	1.154	40,20%	1.110	39,88%
Steiermark	2.409	35,55%	2.567	38,78%	2.710	42,52%
Tirol	1.164	31,98%	1.250	34,86%	1.276	36,67%
Vorarlberg	815	41,39%	849	44,28%	839	45,07%
Wien	5.175	49,86%	5.671	56,20%	5.369	54,62%
Österreich	17.884	38,59%	19.552	43,09%	19.597	44,44%

Tabelle 4: Ehescheidungen nach Bundesländer[3]

1.3.1 Defizite von Scheidungskindern

Nicht nur die betroffenen Eltern, sondern vor allem auch Kinder leiden bei einer Scheidung. Selbst wenn die Trennung respektvoll verläuft, so bleibt für die Kinder doch oft das Gefühl, dass sie Schuld daran haben, dass

2 Quelle: Statistisches Jahrbuch 2004, S. 69, Tab. 2.27
3 Quelle: Statistisches Jahrbuch 2001/02, S. 229, Tab. 5.01

sich ihre Eltern nicht mehr verstehen. Für die Kinder ist hier besonders wichtig, dass sie wissen und begreifen, dass ihre Eltern immer ihre Eltern bleiben werden, aber dass sie als Mann und Frau neue Wege gehen. Wenn die Kinder diese Klarheit der Rollentrennung erleben, wird vieles für sie leichter.

Elisabeth Schlemmer meint dazu:
„Kinder aus alternativen Familienformen wie Alleinerzieher- oder Stieffamilien schneiden in der Schule schlechter ab als Kinder aus traditionellen Familien. Die Gründe dafür sind das Sozialmilieu der Familie, Familienereignisse und deren Bewältigung sowie die Erwartung der Lehrpersonen und ihr Urteil. So wird beispielsweise ein unproblematisch wirkendes Kind als ein erfolgreicheres Kind gewertet“ (vgl. Schlemmer, 2004).

1.3.2 Aggressionen und Hilflosigkeit in Familien

Seit Jahren beschäftigen sich Forscher/innen mit Zusammenhängen zwischen Merkmalen der Familie und der Entstehung von psychischen Störungen bei Kindern und Jugendlichen (vgl. Zapotoczky, 1968). Kinder die äußerlich unter gleichen, risikohaften Lebensbedingungen aufwachsen, zeigen trotzdem unterschiedliche geistige und soziale Entwicklungen. Ein risikohaftes Milieu bezeichnet Belastungen wie elterliche Trennung oder Scheidung, familiäre Aggressionen und Konflikte, Vernachlässigung und Ablehnung des Kindes, Alkoholmissbrauch der Eltern, Arbeitslosigkeit, Klinik- und Heimaufenthalte usw. Bei einigen Kindern vorhandene Schutzfaktoren und Mechanismen bewirken, dass Störungen, Fehlanpassungen oder Krankheiten nicht auftreten. Dieses Ausbleiben von psychischen und sozialen Fehlentwicklungen definieren die Psychologen als „Resilienz“. Die Schutzfaktoren und Prozesse der Resilienz sind nun die Folgenden[4]:

1. Die emotional sichere Bindung an eine Bezugsperson
2. Merkmale des Erziehungsklimas
3. Die soziale Unterstützung in- und außerhalb der Familie
4. Temperamentsmerkmale
5. Kognitive und soziale Kompetenzen
6. Selbstbezogene Kognitionen und Emotionen
7. Das Erleben von Sinn und Struktur im Leben

Daraus folgen die Hoffnungslosigkeit der Kinder und die fehlenden Vorstellungen für die Zukunft. Die folgenden Zahlen verdeutlichen die Sehnsucht nach Zuversicht für die Zukunft und die Angst, keine Arbeit zu finden, die ihr Leben sinnvoll und erfolgreich machen kann.

Die Zahl an verhaltensauffälligen Kindern steigt dramatisch an. Eltern und Lehrer/innen brauchen Hilfe, denn die bewährten Erziehungsmethoden, die sich ausschließlich auf das Verhalten konzentrieren, funktionieren nicht mehr. Eine Studie des österreichischen Instituts für Jugendforschung (ÖJI) zeigt, dass unsere Kinder dringend neue Impulse brauchen, um positiv und neugierig in die Zukunft zu gehen (vgl. Abb.). Die Studie macht die triste Situation deutlich: der Blick in die Zukunft bei den 15 – 20jährigen erscheint eher düster.

In der Phase des Erwachsenwerdens ist die Schule der Ort, wo sich Kinder mehr als die Hälfte ihrer Zeit aufhalten. Die Schule nimmt gemeinsam mit der Familie eine zentrale Rolle in unserer Gesellschaft ein. Die immer komplexer werdenden Rahmenbedingungen unserer modernen Industriegesellschaft bringen Belastungen und Veränderungen mit sich, denen auf Dauer nur kommunikative und kreative Menschen gewachsen sind. Damit unsere Kinder in dieser Gesellschaft ihren Platz finden können, ist es unbedingt notwendig, ihnen

4 www.oif.ac.at; Univ. Prof. Dr. Friedrich Lösel, Universität Erlangen-Nürnberg, Institut für Psychologie.

als Rüstzeug in der Schule neben fachlichen Qualifikationen auch Selbstvertrauen und Sozialverhalten mitzugeben.
Die Schule nimmt demnach einen enorm wichtigen Stellenwert ein. Die BVJ-Jugendstudie (vgl. Abb.) zeigt, dass das Vertrauen in das Schulsystem leider nicht sehr hoch ist. Ist es bei den Jüngeren noch bei 60%, sinkt es stetig von Jahr zu Jahr.
Warum ist der Pessimismus der Jugend so groß? Verglichen mit früheren Generationen sind die Jugendlichen von heute auf der einen Seite in hohem Maße auf sich alleine gestellt, auf der anderen Seite werden sie mit Informationen überschüttet und können diese Flut von Daten für sich nicht einordnen.

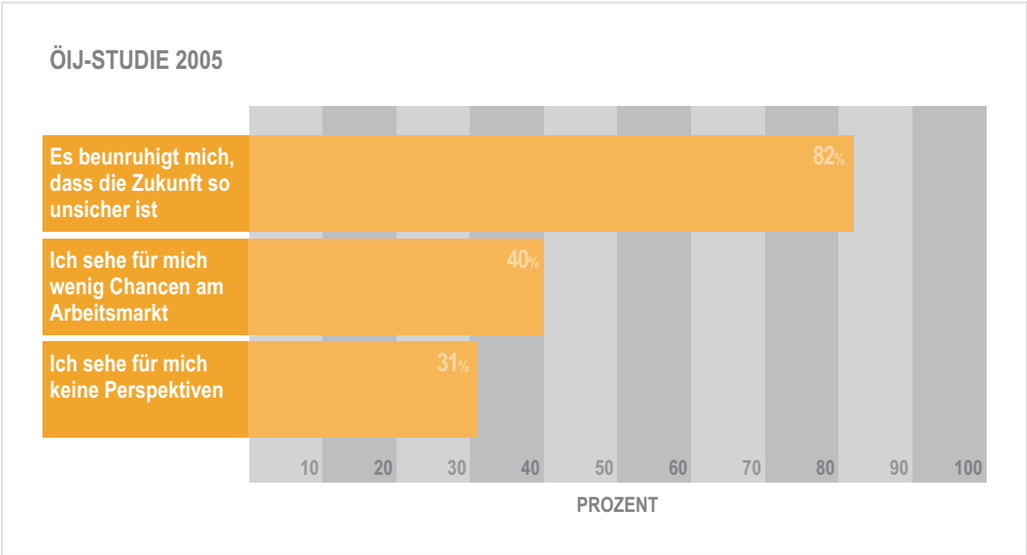

Abbildung 27: ÖIJ –Studie 2005[5]

Oder anders, sie errichten sich eine virtuelle Welt, in der alles so ist, wie sie es sich wünschen und sind dann enttäuscht, wenn die Wirklichkeit sich nicht nach ihren Wünschen gestalten lässt. Frustration und Aggression sind das Ergebnis von Angst vor einer perspektivlosen Zukunft in einer Gesellschaft, in der sie sich nicht aufgehoben fühlen. Der Wunsch nach einem sicheren Arbeitsplatz ist bei den Jugendlichen ins Zentrum gerückt (vgl. Abb.). Vor Jahren rangierte noch der „Spaß am Leben“ ganz oben.

Was passiert in unserer Gesellschaft? Unsere Kinder brauchen Hilfe, sie brauchen Werte und Sinn, um eine positive Perspektive für ihr Leben zu erkennen. Sie brauchen Vorbilder nach denen sie sich richten können.

5 Quelle: ÖIJ-Studie (österr. Institut für Jugendforschung) 2005: n=1.304; 15-20 Jährige.

1.3.3 Doppelbelastung der Frauen noch nicht gelöst

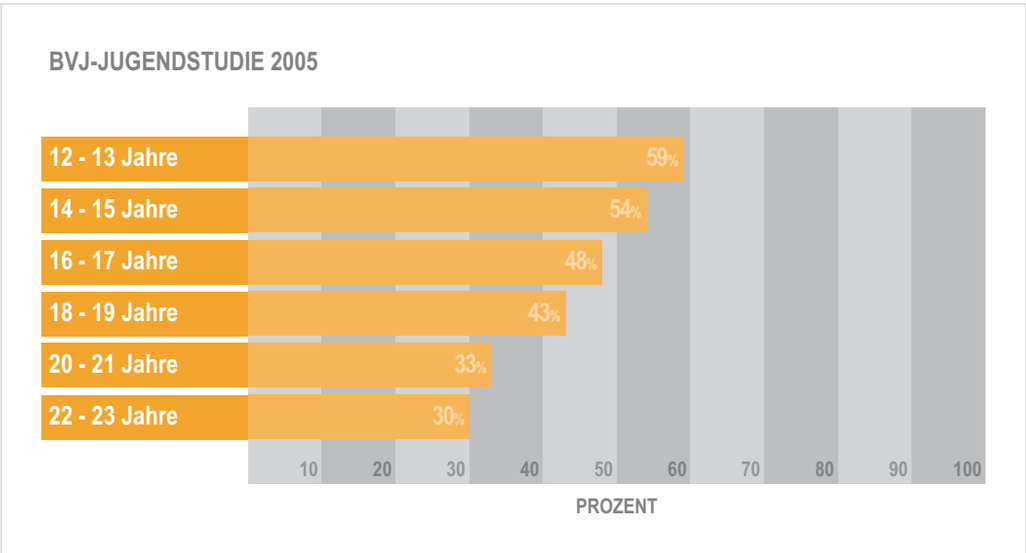

Abbildung 28: Alter der befragten Frauen[6]

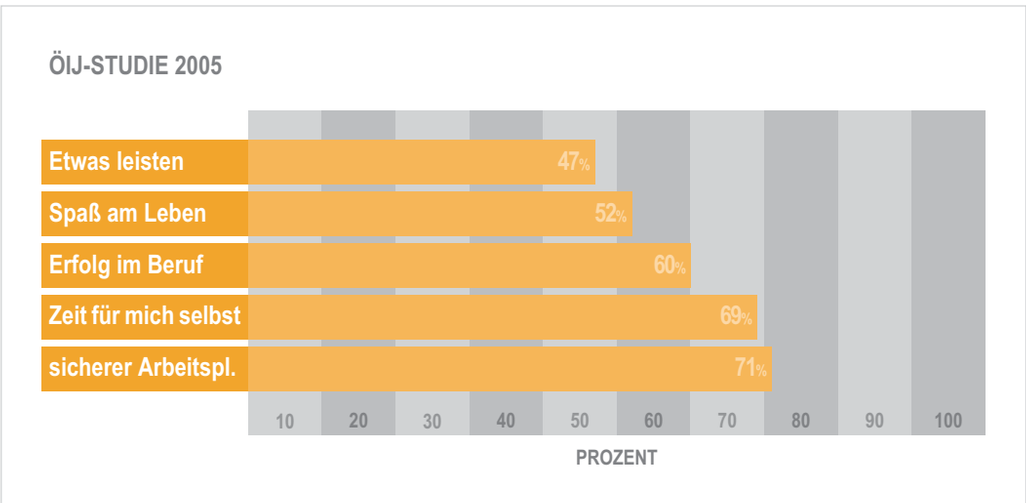

Abbildung 29: Orientierungsmuster der befragten Frauen[7]

Der Rollenkonflikt zwischen dem so genannten „Modernen Frauenbild“ und dem „Traditionellen Mutterbild“ ist gegenwärtig noch immer nicht gelöst. Lischke (1984) erhob die Einstellung von 100 Frauen bezüglich ihrer Orientierung hinsichtlich Mutterschaft und Berufsleben.

6 Quelle: BVJ-Jugendstudie 2005 (BVJ=Berufsvorbereitungsjahr); Frage: Das Bildungssystem bereitet mich gut auf die Arbeitswelt vor
7 Quelle: ÖIJ-Studie (österr. Institut f.Jugendforschung) 2005: n=1.304; 15-20 Jährige.

Sie fand, dass die jüngere Gruppe der Frauen zwischen 20 bis 35 Jahren eine Haltung erkennen lassen, „die eine Ablehnung der Mutterschaft und Heirat als zentrale Orientierungsmuster eines Frauenlebens erkennen lassen“ (Lischke, 1984: 209). Studien, welche die Veränderungen in den weiblichen Rollenleitbildern belegen, sind nicht nur in Bezug auf den Einstellungswandel von Frauen interessant, sondern werden nach Fux und Pfeiffer (1999) vielfach zu den bedeutendsten Aspekten sozialen Wandels gezählt, wobei die verstärkte Erwerbsorientierung von Frauen als zentrale Schlüsselkategorie in diesem Zusammenhang gilt. Die Österreicher/innen erwiesen sich bei europaweiten Vergleichsstudien als ausgesprochen ambivalent bezüglich der Rollenbilder. So stimmen zwar rund 70% der Befragten in Österreich den Aussagen, „Erwerbstätig zu sein, ist für die Unabhängigkeit der Frau wichtig“ und „Beide Partner sollen zum Haushaltseinkommen beitragen“, zu. Gleichzeitig wird das Befinden der Kinder in Österreich sehr deutlich in den alleinigen Verantwortungsbereich der Mütter verwiesen (vgl. Fux & Pfeiffer, 1999).

Familiäre Arbeitsteilung
Nach wie vor sind Frauen überwiegend für Haushalt und Kinderbetreuung zuständig.Daran haben weder neue Männerbilder wie der „Neue Mann“ und der „Neue Vater“ etwas geändert, noch ein neues Frauenbild, das intrinsisch begründete Erwerbstätigkeit als selbstverständlichen Bestandteil des Lebens von Frauen beinhaltet. Bacher und Wilk (1996) kommen in ihrem Beitrag, der auf den Daten des Sozialen Survey Österreich 1993 beruht, zu dem Schluss, dass zwar eine teilweise zunehmende Mithilfe von Männern bei Hausarbeit und Kinderbetreuung festzustellen ist, aber die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung im Bereich der Hausarbeit sich kaum verändert hat (vgl. Cizek, 2004).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass nicht so sehr psychische Probleme die Ursache für die steigenden Scheidungszahlen sind, sondern ein Nicht-Wissen. Alles muss gelernt werden, nur Beziehung und Kindererziehung nicht. Soziales Miteinander ist dabei die Voraussetzung, das heißt, verletzende Kommunikation mit sich selbst und mit anderen führt nicht nur zu Scheidungen, sondern auch zu Burnout und anderen psychosozialen Störungen und ist wohl auch die Ursache, dass Depressionen eine der Hauptkrankheiten der nächsten Jahren sein werden. All das führt zu Einsamkeit und dazu, dass die Kinder immer mehr sich selbst überlassen werden (vgl. Zapotoczky, 2001).

1.4 Soziologische Paradigmen für Familie

Der Forschung und den Projekten zugrunde liegende soziologischen Paradigmen erstrecken sich in einem sehr weiten Rahmen von der Sozialisationstheorie, dessen Anfänge bei Emile Durkheim liegen, über die Interpretative Soziologie mit dem Symbolischen Interaktionismus, der Phänomenologie und dem Konstruktivismus bis hin zur Systemtheorie nach Luhmann und der weiteren Entwicklung der Kybernetik, Kommunikationstheorie und Gehirnforschungen Heinz von Foersters und neurobiologischen und neurolinguistischen Forschung Gregory Batesons.

1.4.1 Sozialisationstheoretische Konzepte zur Selbstkompetenz und Selbstbewusstsein (Ich-Identität)

Die Sozialisationstheorie wie wir sie heute kennen, ist selbst ein Produkt aus mehreren theoretischen Ansätzen aus der Psychologie und Soziologie. Ihre Grundlagen reichen weit zurück, nämlich in die Anfänge der Soziologie überhaupt. Weiters stellt die Sozialisationstheorie die Grundlage der Erforschung der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung dar und soll daher den anderen Theorien übergestellt werden.

Es ist nicht immer leicht, die einzelnen theoretischen Modelle zu trennen bzw. isoliert zu betrachten, da sie in vielen Punkten ineinander übergehen oder sich ergänzen.

Nimmt man die Definition der klassischen Sozialisation (vgl. Hurrelmann, 2002: 12f) so findet sich in dieser Darstellung G. H. Mead wieder, auf dessen Modell gesondert im Rahmen des Symbolischen Interaktionismus hingewiesen wird. Ebenso wird die systemische Betrachtungsweise von Sozialisation mit Luhmanns Systemtheorie genauer betrachtet.

Sozialisation im traditionellen soziologischen Sinn nach Durkheim meint die „Vergesellschaftung der menschlichen Natur“. Damit legte er den Grundstein zur Erforschung von der Vermittlung der Gesellschaft und dem Individuum, der in der heutigen Zeit auch zu vielen Missverständnissen oder Missinterpretationen führt.

Durkheim wird oft zitiert als Theorie der Unterwerfung der Individuen der Gesellschaft. Er geht jedoch davon aus „[...] dass die Erziehung eine eminent soziale Angelegenheit ist, und zwar durch ihren Ursprung wie durch ihre Funktionen[...]“ (Durkheim, 1984: 37). Erziehung meint hier die Implementierung gesellschaftlicher Regeln seitens des Erwachsenen in das Kind, im größeren Zusammenhang wird hier von Sozialisation gesprochen. Durkheim geht weiter und setzt voraus, dass Sozialisation soweit geht, dass die Individuen mit genau den Inhalten und Regeln erzogen werden, die eine Gesellschaft und ihre Wirtschaft brauchen. Dieses „Funktionieren für eine Gesellschaft“ führt dazu dass die Individuen charakterlich verarmen und sich immer ähnlicher werden, gleichzeitig verstärkt es den Zusammenhalt dieser Gesellschaft, der immens notwendig ist, um das System Gesellschaft zu erhalten. Idealerweise sieht Sozialisation also vor, das Individuum mit den gesellschaftlichen Regeln so vertraut wie möglich zu machen und ihm ebenso alle Freiheiten der „Individualität“ zu lassen. Diese Balance und damit „die Ziele der Erziehung sind soziale Ziele; die Mittel, mit denen diese Ziele erreicht werden können, müssen also notwendigerweise soziale Mittel sein.“ (Durkheim, 1984: 52).

1.4.2 Moderne Formen der Sozialisationstheorie

Im Lauf der individuellen Identitätsentwicklung finden mehrere zeitlich und altersbedingte Phasen der Sozialisation (Primär-, Sekundär- und Tertiärsozialisation) statt, sowie auch neue Mechanismen der Sozialisation wie beispielsweise Massenmedien oder öffentliche Institutionen der Gesellschaft ein Teil dieses Entwicklungsprozesses geworden sind. Sozialisation besteht aus sozialen und psychologischen Prozessen. Während der soziale Teil sich mit den Einrichtungen der Sozialisation befasst, wie Familie, Schule, Beruf u. a. beschäftigt sich der psychologische Teil mit den „Strategien der Abstimmung zwischen inneren Bedürfnissen und äußeren Erwartungen“ (Hurrelmann, Ulich, 1991: 11).

Sozialisation ist folglich das Wechselspiel von individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Erwartungen und dessen Integration in ein eigenverantwortliches Selbstbild. „Sozialisation ist somit bivalent, sie trägt den Doppelcharakter von Vergesellschaftung und Individuation. Zum einen spiegeln entwickelte Denk- und Verhaltensstrukturen soziale Vorgaben wider, zum anderen sind ausgebildete Orientierungs- und Regelsysteme denkbar, die subjektspezifisch und damit einmalig sind“ (Hoffmann, 1990: 7). Sozialisation bezeichnet daher auch immer einen ständigen Lernprozess, der Erlebtes und Erfahrungen der äußeren Realität wie auch der inneren Realität verarbeitet und dem Individuum anpasst. Diese Lern- und Entwicklungsschritte haben dadurch auch kein Endstadium, sondern bezeichnen „den Prozess, in dessen Verlauf sich der mit einer biologischen Ausstattung versehene Organismus zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit bildet, die sich über den Lebenslauf hinweg in Auseinandersetzungen mit den Lebensbedingungen weiterentwickelt.“ (Hurrelmann, 1986: 14, In: Hoffmann, 1990: 7.) Dieser Lernprozess wird vom Individuum bestimmt und gesteuert, genauso wie von dem jeweiligen Umfeld.

Die verschiedenen Ansätze der Sozialisation unterscheiden sich meist in der Hervorhebung der beeinflussenden Faktoren. Für Jean Piaget zeigt sich das Verhältnis von Individuum und Umfeld zugunsten der inneren Bedürfnisse und Strukturen. Es ergibt sich dadurch eine Form der Anpassung der Verhaltensstruktur des Individuums an die im Umfeld gemachten Erfahrungen. Die gemachten Erfahrungen werden in eine hierarchische Ordnung gebracht, entweder werden sie bereits bekannten oder ähnlichen Erfahrungen untergeordnet oder sie bewirken eine Veränderung des gewohnten Verhaltens, dass das neue Wissen das alte um eine Erfahrung reicher macht (vgl. Hoffmann, 1990: 12f).

Hier wäre wichtig herauszufinden, nach welchen Kriterien diese Anpassungen vorgenommen werden. Piagets Theorie geht implizit auch davon aus, dass Erfahrungen immer bewusst erlebbar sind und im Rahmen der Vergesellschaftung des Individuums auch bewusst eingeordnet werden können. Dies findet bei Hurrelmann eine Ergänzung in dem Sinn, dass zwar jeder einen Mechanismus zur Selbstregulierung besitzt, „diese interne Selbstregulation finde sowohl durch unbewusste Verhaltenskoordination als auch durch intentionale Handlungsprozesse statt“ (Hurrelmann, Ulich, 1991: 40).

Dieser Regulationsfaktor – E.H. Erikson nennt ihn auch „ego–identity“ – kontrolliert die inneren Bedürfnisse und Emotionen hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit mit dem sozialen Umfeld. Für Erikson spiegelt die Gesellschaft mit ihren Regeln und kulturellen Normen eine Art Stabilitätskonzept wider, in der das sozial gesunde Individuum seine Ich-Identität entdeckt und entwickeln kann. Sozial gesund bedeutet für ihn, dass individuelle Identität ohne gesellschaftliche Einbettung in Egozentrismus und letztendlich Konfusion führt.

Eriksons Beobachtungen und Forschungen basieren hauptsächlich auf psychoanalytischen Daten, die er über Störungen und Abweichungen der Phasen zur Identitätsfindung begründet. Aufgrund von Abweichungen von normativer Kindheitsentwicklung entstand der Prozess von fortwährenden Neubildungen und Umstrukturierungen im Leben eines Menschen bis hin zur stabilen Identität. Diese kann bereits im Jugendalter erreicht werden oder aber erst später. Krisen und Störfaktoren sowohl psychischer als auch biographischer Art verändern den Weg zur Erreichung dieser stabilen Ich-Identität. Er stellte jedoch kaum in Frage, dass jeder Mensch diese psycho-soziale Stabilität im Lauf des Lebens erreichen wird. Ebenso war es für ihn unvorstellbar, dass dieses Entwickeln der Ich-Identität abseits der Gesellschaft passiert. Dazu schreibt er: „Der Begriff der Ich-Identität kann auf zwei Weisen missverstanden werden. Man kann den Verdacht hegen, dass jede Identität konformistisch ist, dass ein Identitätsgefühl in erster Linie durch die völlige Unterwerfung des Individuums unter gegebene Rollen und durch seine bedingungslose Anpassung an die Forderungen der sozialen Veränderungen erworben wird. Sicher kann sich kein Ich außerhalb des Gesellschaftsprozesses entwickeln, der funktionierende Prototypen und Rollen anbietet. Das gesunde starke Individuum passt diese Rollen aber weiteren Ich-Prozessen an und trägt damit dazu bei, den Gesellschaftsprozess lebendig zu erhalten.

Das zweite Missverständnis betrifft die Individuen, die sich dem Studium und dem Streben nach menschlicher Integrität widmen und damit neben und über der Gruppe zu leben scheinen, aus der sie stammen. Stehen sie über jeder Identität? Derartige Individuen waren in ihrer Entwicklung keineswegs unabhängig von der Identität ihrer Gruppe, die sie vielleicht tatsächlich bis zu dem Punkt absorbierten, wo sie aus ihr hinauswuchsen. Noch auch sind sie frei von einer neuen gemeinschaftlichen Identität, wenn sie sie auch nur mit sehr wenigen teilen, die nicht einmal im selben Gebiet zu leben brauchen.“ (Erikson, 1968: 402f.)

Auch er beschreibt die ständige Dynamik zwischen Individuum und Gesellschaft. Dadurch gewinnt Eriksons Konzept der psycho-sozialen Phasen der Identitätsentwicklung auch soziologisch an Bedeutung, da die psychologischen Faktoren nur in gesellschaftlichem Rahmen lebbar und erweiterbar sind.

Der Familie, der Schule - wie immer wir sie definieren mögen - kommt als den kleinsten Sozialisationseinheiten eine entscheidende Rolle im Staat zu. Unter den zunehmend komplexen Rahmenbedingungen der modernen Industriegesellschaft sind sie den Belastungen und Veränderungen nur gewachsen, wenn sie in der Lage sind, das kommunikative und kreative Potential ihrer Mitglieder zu aktivieren.

1.4.3 Familie als kleinste Sozialisationseinheit

Das System der „Familie“ ist die primäre und für Kinder wichtigste Sozialisationseinheit, das kleinste in sich abgeschlossene System, das sich mit dem System Gesellschaft in ständiger Kommunikation befindet. Das heißt, dass in Interaktionen in öffentlichen Räumen (Kindergarten, Schule, Beruf, Universität, Kino, Disco, etc.) spezifische Themen, Werte, Regeln und Verhaltensmuster wahrgenommen und diskutiert werden. Diese Erlebnisse werden dann auch innerhalb der Familie bewertet, teilweise angenommen oder abgelehnt.

Die immer noch gültige allgemeine Definition von Kernfamilie bezieht sich auf einen oder mehrere Erwachsene mit einem oder mehreren Kindern. Die einzelnen Familienmitglieder unterliegen einer altersabhängigen, relativ starken, wechselseitigen Abhängigkeit, „die sich in einem gemeinsamen (Energie) Haushalt manifestiert, sowohl in physikalischer als auch in psychischer Hinsicht; neben der Intensität des Zusammengehörigkeitsgefühls ist vor allem die Dauer der Zusammengehörigkeit konstitutives Element einer Familie“ (vgl. Brunner/Huber, 1989: 42f).

1.4.4 Soziale Rolle

Es ist für das Leben und Handeln in einer Gesellschaft und ihrer Strukturen wichtig, sich der verschiedenen Rollen und den damit gekoppelten Regeln und Mustern bewusst zu werden. Diese Rollen werden dann zu „sozialen Rollen“, wenn ein Individuum die gesellschaftlichen, kulturellen, religiösen Regeln und Normen integriert und situationsspezifisch anwenden kann. Mit Hilfe des Begriffes der sozialen Rolle lassen sich die komplexen Beziehungen zwischen der einzelnen Person und der Gesellschaft sehr anschaulich erklären. Schon bei der Geburt wird uns die soziale Rolle der Tochter/des Sohnes zugewiesen. Wir sind also von Anfang an mit einer „Rollenhaftigkeit“ (Henecka, 1989: 76) stigmatisiert.

Soziale Rolle wird von Bahrdt definiert „als ein aus speziellen Normen bestehendes Bündel von Verhaltenserwartungen, die von einer Bezugsgruppe (oder mehreren Bezugsgruppen) an Inhaber sozialer Positionen herangetragen werden.“ (Bahrdt, 1984: 67.) Sie ist außerdem durch die normativen Erwartungsbündeln der Gruppenmitglieder definiert (vgl. Richter, 1994: 12).Rollen können zugeschrieben (ascriebed) oder erworben (achieved) sein. „Zugeschriebene Rolle“ bedeutet hier: solche, die wir ohne eigene Initiative innehaben durch z.B. unsere Herkunftsfamilie, Alter, Geschlecht. So ist Geschlecht oder die Rolle der Tochter eine natürliche Position, die Rolle der Mutter oder des Studenten eine e r w o r b e n e . „Erworben“ bedeutet hier durch unsere eigene (Arbeits-)Leistung. Wir entschließen uns z.B. ein Instrument zu lernen und dann vielleicht die Position des Gitarristen in einer Band zu übernehmen (vgl. AG Soziologie, 1992: 24).

Herbert Mead schreibt von der Notwendigkeit eine Unterscheidung zu treffen zwischen der Selbstwahrnehmung („I“) und der Fremdwahrnehmung („Me“). Beide Positionen bedingen ein gegenseitiges Lernen und Erfahren. Er weist darauf hin, dass es zum Funktionieren einer Gesellschaft gehört, dass der Einzelne sich immer wieder in die Gedanken, Handlungen und Aktionen eines anderen oder einer anderen Gruppe/System hineinversetzt. In der Systemtheorie würde man hier zwischen der Position innerhalb des Systems Individuum und der außerhalb dieses Systems unterscheiden. (Vgl. Treibel, 2004.)

1.5 Lösungsvorschläge zur Behebung der Defizite sozialer Kompetenz im familiären Bereich

Im folgenden Kapitel werden einige Lösungsmöglichkeiten aufgezeigt, die notwendig sind, um die soziale Kompetenz in Familien – für die Eltern und die Kinder – zu stärken.

1.5.1 Neue Rollenbilder als Grundlage für gleichwertige Beziehung

Neue Rollenbilder sind die Vorbedingung für Definition von gleichwertigen Beziehungen. Nicht nur in der Familie, sondern auch für fast alle Berufe braucht es neue Rollendefinitionen (durch Umstrukturierung in Firmen, Change-Prozesse in Firmen; durch Scheidungszahlen und neue Strukturen – Patchworkfamilien; durch Alleinerzieher/innen,...). Wir wissen noch nicht, wie die neuen Männer, Frauen, Mütter und Väter und neuen Kinder definiert sind. Genauso wenig kennen wir die neuen Rollenbilder für fast alle Berufe wie Lehrer/innen, Ärzt/innen Richter/innen, Führungskräfte, usw.

Jede Rolle, die wir „spielen“, verlangt ein ganz spezifisches Verhalten. Eltern werden ihre Kinder aufziehen und ernähren, Lehrer/innen bringen ihnen Rechnen, Schreiben, Lesen bei, unter Geschwistern, Freunden wird gespielt und gerauft usw. Jede Erfüllung der Rolle ist nun durch einen bestimmten Aufgabenbereich beschrieben und begrenzt. Diese Bereiche sollten sich, wenn möglich nicht überschneiden und schon gar nicht ins Extreme fallen (wie zum Beispiel: Lehrer, die ihre eigenen Kinder unterrichten, weil die anderen Lehrer/innen ihnen nicht gerecht werden).

Die Aufgaben, die wir in unseren verschiedenen Rollen zu erfüllen haben, reflektieren auf jeweils unterschiedliche Bezugsgruppen: Kind → Eltern, Lehrer/innen, Geschwister, Freund/innen etc. Diese Bezugsgruppen haben gewisse Vorstellungen, wie wir uns verhalten sollen. Es liegt jetzt an uns, wie stark wir diesen Erwartungen entsprechen (wollen) oder nicht. Wenn wir alle Bezugsgruppen, also die Gesellschaft an sich zusammenfassen, so steht fest, dass jeder von uns Teil mehrerer Bezugsgruppen ist. Ein Beispiel dafür: der Vater gehört zur Bezugsgruppe des Kindes, der Ehefrau - in der Rolle des Ehemannes -, seines Chefs - als Angestellter - usw. Diese unterschiedlichen Bezugsgruppen kennen ein und dieselbe Person in deren unterschiedlichen Rollenausprägungen. So wird die Person als Vater andere Verhaltensweisen und Fähigkeiten zur Verfügung haben als beispielsweise als Chef seiner Abteilung. Hier kommt es innerhalb der sozialen Rollen zu einer Unterteilung in Privat- und Berufsleben.

Hier entstehen kontextbezogene Auslegungen der Rollen. Diese Rollen können zum Beispiel bezeichnet werden als „Mann“, „Frau“, „Vater“, „Mutter“ oder im beruflichen Umfeld „Chef/in“ oder „Angestellte/r“, „Mitarbeiter/in“ usw. Diese Rollenbilder sind meist von der Gesellschaft in der wir leben, deren Kultur und Religion sehr stark ausgeprägt und es gibt „allgemeingültige“ Kriterien wie „Mann“ oder „Frau“ zu sein hat, wie sie denken und handeln sollten. Sieht man sich die geschichtliche Entwicklung gerade dieser beiden Rollenbilder genauer an, so ist hier eine immer währende Veränderung bemerkbar. Diese Veränderungen können sowohl innerhalb der jeweiligen Rolle stattfinden oder auch von außen herbeigeführt werden. Meist ist es eine Kombination von beidem. So fingen Frauen an, sich Gedanken zu machen wie sich die Rollen Frau und Mutter möglichst gut miteinander vereinbaren lassen. Sie hatten die Wahl, das Rollenbild der eigenen Mutter zu übernehmen oder diesem etwas hinzuzufügen, oder ein ganz neues zu entwerfen. Wie bei vielen Erneuerungen kommt damit die Freiheit etwas Neues zu kreieren hinzu genauso wie Angst oder Frustration, weil es nur wenige oder gar keine Vorbilder gibt.

Seit 1986 führt kutscheracommunication Projekte durch und macht sich darüber Gedanken, wie die Balance von vorgegebenen Strukturen und Regeln mit den individuellen Anforderungen und Wünschen vereinbar

wäre. Daraus entstand ein Projekt zur Entwicklung neuer Rollenbilder (vgl. Kutschera, 1994). Aufgrund der unterschiedlichen Bedürfnisse jedes einzelnen war die Annahme, dass eine Definition von Rollenbildern nur vom Individuum selbst ausgehen kann. Natürlich stellt sich dabei die Frage, was dann in einer Gesellschaft passiert, wenn jeder Einzelnen, jede Familie, jede Firma ihre eigenen Rollenbilder hat, ob Gesellschaft dann noch funktionsfähig ist. Dann gibt es viele Definitionen von „Mann“ und „Frau“ von „Vätern“ und „Müttern“. Wichtig dabei ist, dass die Definitionen innerhalb einer Familie klar gegeben sind und im Verhalten umgesetzt werden, eine Gefahr besteht darin, dass sie für allgemeingültig gehalten oder erklärt werden und dann andere Definitionen und Lebensweisen abgewertet werden. Mead bezieht sich hierbei auf die Tatsache, dass das „I“ und das „Me“ voneinander lernen und immer Teile eines Ganzen – der Persönlichkeit und Identität des Menschen – sind (vgl. Mead, 1995: 221). Das Funktionieren und Zusammenspiel einer Gesellschaft hängt stark von der Kommunikation der Individuen mit sich selbst und mit den anderen ab.

Es scheint so, dass immer um die Jahrhundertwende große Veränderungen stattfinden. Alte Rollen zerfallen und neue müssen definiert werden. Die alten autoritären Rollen wurden durch viele Versuche von antiautoritären Versuchen ersetzt und es gibt dazu viele Projekte, wie z.B. Montessori und die anthroposophische Bewegung. Der Ruf nach mehr autoritärem Verhalten wird nun immer lauter, weil Eltern und Lehrer/innen oftmals hilflos sind. Die neue Möglichkeit ist, dass Eltern und Lehrer/innen einen Schutzrahmen von Werten und klaren Regeln geben, innerhalb derer die Kinder und Jugendlichen genug Spielraum haben ihre Potenziale zu entwickeln. Dann erleben die Kinder und Eltern Freiheit und Schutz zugleich.

Im Folgenden soll ein theoretisches Modell vorgestellt werden, mit dessen Hilfe es möglich ist, dass jedes Paar und jede Familie ihre eigene Rollendefinition, ihre eigenen Regeln und ihre eigenen Werte findet. Diese sind natürlich eingebettet in das demokratische Gefüge des Sozialstaates. Nur so können wir herausfinden, wie die neuen Väter, Mütter, Kinder, Lehrer/innen usw. sein werden und wie dadurch ein gleichwertiges Miteinander möglich wird.

1.5.2 Das 5 Rollen Modell als Möglichkeit für gleichwertige Beziehung

Die 5 Rollen helfen uns, zu entdecken, was gleichwertiges Miteinander sein kann und helfen uns außerdem, neue Rollenbilder zu finden und zu definieren. Wir wissen zurzeit nicht, wie die neuen Führungskräfte, die neuen Mütter/Väter, Frauen/ Männer, Ärzt/innen, Lehrer/innen etc. sind. Leben wir die 5 Rollen im Beruf und im Privatleben, können wir die neu gefunden Rollenbilder leben und die der anderen respektieren.

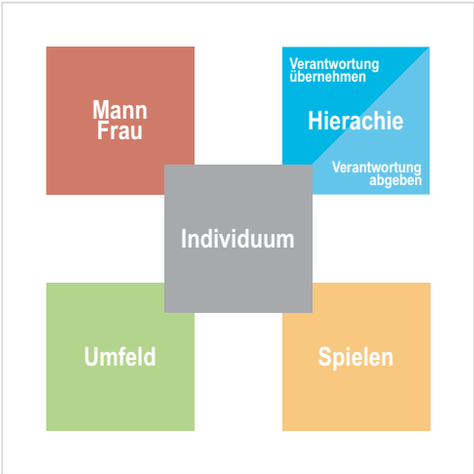

Abbildung 30: Das „5 Rollen-Modell“

Individuum
Wenn wir diese Rolle leben, sind wir in Resonanz mit uns selbst, spüren den eigenen Körper und wissen, was wir brauchen. Wir leben die Vielfalt unserer Gefühle und wählen unsere Gedanken frei. In der Partnerbeziehung fühlen wir uns frei und geborgen. In betrieblichen Aufgaben haben wir Freude, unser Potenzial und unsere Fähigkeiten zu leben und zu präsentieren.

Frau/Mann
In dieser Rolle leben wir als Frau in Resonanz mit unserer Weiblichkeit, als Mann in Resonanz mit unserer Männlichkeit.
Wir genießen unsere Schönheit/Attraktivität. In unserer privaten Beziehung bewahren und verfeinern wir das lebendige Glücksgefühl des ersten Verliebtseins. Bei betrieblichen Aufgaben bereichern sich Frauen und Männern gegenseitig mit ihren speziellen Fähigkeiten – statt das Anderssein zu bekämpfen.

Hierarchie
In dieser Rolle leben wir die Balance zwischen Geben und Nehmen. Wir leben als Führender/Sorgender in Resonanz und können uns aber auch führen und umsorgen lassen. Wir bekennen uns einerseits zu Verantwortung, lassen uns auf der anderen Seite aber auch gerne verwöhnen. In unseren privaten Beziehungen bekennen wir uns zueinander, sorgen füreinander und nehmen gegenseitige Unterstützung gerne an. Im betrieblichen Umfeld nehmen wir Führungsqualitäten an, übernehmen gerne und mit Leichtigkeit Verantwortung, können aber auch Hilfe und Unterstützung von anderen annehmen.

Gleichwertiges Miteinander – Spielen
In dieser Rolle bewahren wir uns die Neugierde und den spielerischen Entdeckungsdrang unserer Kindheit. In privaten Beziehungen können wir fröhlich und ausgelassen sein. Im betrieblichen Umfeld sind wir in Resonanz im Team als gleichwertiges Mitglied und bringen unsere individuellen Stärken gegenseitig ein.

Umfeld
In dieser Rolle leben wir in Resonanz mit unserem sozialen Umfeld und mit der Natur. Wir wählen unsere Freunde, sportlichen und kulturellen Aktivitäten und unser soziales Engagement selbst. Wir sind in privaten Beziehungen in das soziale Netz unseres Umfeldes eingebunden (Freunde, Bekannte, Verwandte, Natur, Sport, Kultur, Politik). Im betrieblichen Umfeld sind wir uns der ganzheitlichen Wechselwirkung zwischen Gesellschaft, Natur und Wirtschaft bewusst und handeln verantwortungsvoll.

Ad 1) Individuum
Dieses Rollenbild wird geprägt durch das Spüren und Wissen um die eigenen Bedürfnisse und deren Umsetzung. Marx versteht darunter auch eine ständige Entwicklung von intellektuellen, emotionalen und sozialen Fähigkeiten, die sich zu einem sensiblen Selbstbewusstsein zusammenfügen (vgl. Hurrelmann, 2002: 105). Als geglückte Individuation bezeichnet man den Prozess der Entwicklung einer eigenständigen Persönlichkeit, die unter anderem in der Lage ist, sich trotz der Erwartungen und des Anpassungsdrucks der Gesellschaft eigene Werte, Gedanken und Möglichkeiten zu entwickeln (vgl. Hurrelmann, 2002: 17f).

Die Rolle Individuum ist gekoppelt mit dem Begriff der Individualität, die sich auf die persönliche Einmaligkeit eines Menschen und dessen Ausdruck von Gefühlen, Gedanken und Fähigkeiten bezieht. In der Geschichte ist dieser Wert „Individualität“ ein immer wieder heftig diskutierter. In der Zeiten der Unterdrückung wird durch das Fehlen dieses Wertes die Aufmerksamkeit auf die persönliche Freiheit und den Kampf darum gelegt. Viktor Frankl schreibt dazu in seinem Buch „Trotzdem Ja zum Leben sagen“ wie wichtig es ist, ein Bild, eine Vision zu haben, wenn man glücklich ist, da diese Vision in den schlimmsten Momenten zum Überleben hilft.

Der Konstruktivismus meint zu Individualität, dass es sich dabei um ein komplexes Gebilde handelt, das aus mehreren Komponenten zusammen entsteht. Das Rollenbild des Individuums ist nur eine Komponente davon. Im Laufe der Entwicklung der Kinder kommt es immer mehr zum Vergleich zwischen der Selbstwahrnehmung und der Wirkung in den Augen anderer (Freunde, Eltern, etc). Gerade in dieser Phase der Orientierung ist es einerseits wichtig, dass die Kinder Rollenmodelle haben und andererseits auch ein gesundes

Selbstvertrauen entwickeln, um ihr eigenes Rollenbild von Individuum zu gestalten – unabhängig von den Erwartungen anderer. In diesem Sinne wird das Rollenbild INDIVIDUUM beschrieben als das Wahrnehmen auf physischer, psychischer und sozialer Ebene. In diesem Rollenbild werden Fragen beantwortet zu Themen der Körperwahrnehmung, des Gefühlserlebnisses (welche Gefühle sind bekannt und vertraut – welche sind tabu) und der Einbettung des eigenen Individuums in die Gesellschaft. Erikson beschreibt diesen Prozess der Einbettung in die Gesellschaft folgendermaßen, dass es zu einer Bereitwilligkeit kommt die eigene Identität „mit der anderer zu verschmelzen. Er [der junge Erwachsene] ist bereit zur Intimität, d.h. er ist fähig, sich echten Bindungen und Partnerschaften hinzugeben und die Kraft zu entwickeln, seinen Verpflichtungen treu zu bleiben, selbst wenn sie gewichtige Opfer und Kompromisse fordern“ (Erikson, 1968: 258). Das heißt, es kommt zu einem Abwägen, wie weit diese Verschmelzung mit anderen stattfinden darf, sodass die eigene Individualität gewährleistet bleibt. Weiters meint Erikson, dass es bei Angst um den Ich-Verlust durch nahen Kontakt mit anderen zu einer Vereinsamung und fehlendem sozialen Verhalten kommen kann.

Die Gefahr dieses Rollenbildes liegt darin, dass der Fokus zu sehr auf die eigenen Bedürfnisse gelegt wird und die Umwelt außer Acht gelassen oder sogar als störend wahrgenommen wird („Ego-manie“). Durch die Beschäftigung mit dieser Gefahr innerhalb dieses Rollenbildes kam es 1986 zu der Fragestellung, wie dies verhindert werden kann und was die Alternativen sind. Seit damals hat sich in der Praxis herausgestellt, dass der Wunsch hinsichtlich einer Verbindung von eigenen Bedürfnissen und den Bedürfnissen anderer existiert. Dieser Zustand wird als „Resonanz-Zustand“ beschrieben. Luhmann beschreibt Resonanz als eine Möglichkeit zur Übertragung zwischen zwei Systemen oder innerhalb eines Systems. Diese Resonanz ist umso leichter erreichbar, je gleichwertiger sich die Systeme sind bzw. je mehr Verbindung zwischen ihnen herrscht (vgl. Luhmann, 2004).

Ad 2) Mann/Frau

Dieses Rollenbild beschreibt die Ebene der heterosexuellen und homosexuellen Beziehung. Die geschlechtspezifische Sozialisation und ihre Klischees beginnen bereits in der Schwangerschaft und nach der Geburt. So sagt man auch alltagssprachlich, wenn sich ein Kind während der Schwangerschaft stark bewegt „Das wird sicher ein Bub“. Damit wird „Bewegung“ bei Buben bereits positiv konotiert, während sie bei Mädchen meist mit „Das ist aber ein unruhiges Mädchen“ bewertet wird. Wie im aktuellen 1. Männerbericht des BMSG beschrieben wird, „sozialisieren sich (Buben und Mädchen) nämlich parallel zur Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität, indem sie ihre Geschlechtsidentität an äußeren sozialen Verhaltensregeln durch Beobachtung und Imitation festmachen“ (Eder, 1999 in BMSS, 2006: 20).

Gängige Gedankenstrukturen wie „Männer dürfen nicht weinen“, „Männer sind die Erhalter der Familie“ führen zu vermehrtem Stress und Erwartungshaltungen, denen die Männer heutzutage nicht mehr gerecht werden können und wollen. Neben den biologischen Unterschieden zwischen Männern und Frauen gibt es auch unterschiedliche Verhaltensweisen basierend auf kulturellen Regeln und Vorstellungen. In diesem Rollenbild geht es darum herauszufinden, was wir über Frauen und Männer denken, wie sie ihre geschlechtspezifische Rolle leben und ausdrücken wollen:

- Klarheit über das Selbstbild und Selbstwertgefühl zu bekommen
- als Mann/Frau in einer Beziehung zu leben
- weibliche und männliche Fähigkeiten als gegenseitige Bereicherung zu erleben
- Sicherheit und Freiheit in einer Beziehung gleichzeitig zu erfahren

Wie viel weniger Scheidungen gäbe es, wenn das Flirten innerhalb der Beziehungen bzw. Ehen erhalten bliebe! Die Scheidungszahlen zeigen, dass die meisten Scheidungen 3 Jahre nach dem ersten Kind stattfin-

den, das heißt, dass bei der Geburt und nach der Geburt die Mutter/Vater Rolle sehr überhand nimmt und die Mann/Frau Rolle nicht wieder neu definiert und hergestellt wird.

Generell kann gesagt werden, dass die Rolle Mann/Frau in Familien mit Kindern im Alltagsleben zu kurz kommt. Wir können jedoch herausfinden, wie wir trotz Kindern, trotz unserer Rolle als Eltern und trotz all der täglichen Schwierigkeiten die geistige und körperliche Liebe zwischen Mann/Frau weiter entdecken, beleben und wachsen lassen können.

Das Verständnis der eigenen Rolle als Mann/Frau bestimmt, wie ich in der jeweiligen Rolle Beziehungen herstelle, wie ich mit mir selbst als Mann/Frau mit anderen in der jeweiligen Rolle kommuniziere. Hier geht es sowohl um das mit entsprechenden Verhaltenweisen verbundene Selbstverständnis als Mann oder Frau wie auch um Vorstellungen darüber, wie man sich dem Partner gegenüber verhält.

Die Qualität in dieser Rolle, also wie wir uns als Mann/Frau empfinden, wie wir in einer Partnerschaft unserer Liebe Ausdruck verleihen, wie wir uns gegenseitig begegnen, miteinander flirten usw. ist von diesen Vorstellungen abhängig. Von ihnen hängt auch das Erleben und Genießen der Sexualität ab. Ist sie für uns eine Möglichkeit unsere Liebe auszudrücken und zu genießen oder ist das Thema Sex eher schwierig?

Zum Thema Eifersucht: In fast jeder Beziehung ist Eifersucht ein großes Thema. Wir lieben attraktive Partner. Attraktiv sein heißt aber auch, dass sie anderen Menschen auch gefallen und dann beginnen sich bereits die verletzten Gefühle in Partnerschaften einzuschleichen.

Ad 3) Hierarchie
Im klassischen Sinne wird unter dem Begriff Hierarchie eine genaue und klare Ordnung und Rangfolge verstanden. Aus dem Griechischen übersetzt meint es den ersten Priester, der von Gott geweiht und heilig ist (www.duden.de).

Eine Definition dieser Rolle, wie sie hier verstanden und beschrieben wird, nämlich als Balance von Führen und Delegieren, ist in der Literatur kaum zu finden. Einige Ansätze gibt es in der Literatur zu Projektmanagement und Führungskräfte-Kompetenz. Hierzu wird kurz eine Beschreibung der Rolle „Führen“ gegeben. Im Wirtschaftsbereich geht die Diskussion in die Richtung, wie aus alten Pyramiden-Hierarchien neue Netzwerkstrukturen entstehen können, in denen die Aufgabenverteilungen ganzheitlich und nicht streng linear stattfinden. Weiters ist der Begriff der „Hierarchie“ in der Literatur ein sehr technisch-mathematischer und beschreibt eine klare Ordnung und Rangfolge (vgl. Jonas, 2003).

Dieses Rollenbild meint die Balance von Verantwortung übernehmen (Führung übernehmen, geben, für andere sorgen) und Verantwortung abgeben (delegieren, annehmen, sich verwöhnen lassen). In diesem Rollenbild sind auch die Werte und Fähigkeiten der Elternrolle (Mutter und Vater) miteinbezogen. In Bezug auf Familie bedeutet dies, dass Mütter und Väter voll die Verantwortung übernehmen, sie setzen einen ethischen Rahmen, in dem sich die Kinder frei entwickeln können. Wenn sie den Rahmen nicht setzen, ist das für die Kinder eine große Überforderung. Innerhalb dieses Rahmens kann jeder kreativ frei gestalten. Wird der ethische Rahmen überschritten, muss das Verhalten sanktioniert werden. Geschieht das nicht, haben die Kinder und Jugendlichen eine geringe bis gar keine Frustrationstoleranz, werden jede Art von Kritik von sich weisen und oft bei kleinsten Misserfolgen die Schule oder Arbeit abbrechen (vgl. Kutschera, 1995).

Definition von Führen

Vergleicht man die unterschiedlichen Definitionen von Führen, so finden sich zum einen, quasi als Kern der Aussagen, dass Führen ein Prozess sozialer Beeinflussung seitens der Vorgesetzten auf die Mitarbeiter/innen ist, mit dem Ziel gemeinsame Aufgaben zu erfüllen. Allgemein wird unter „Führen“ sowohl Zielsetzung, Planung, Organisation und Kontrolle verstanden, wobei sich „gute“ Führung aus der Sicht der Betriebswirtschaftslehre als ein möglichst störungsfreier Ablauf eben dieser Tätigkeiten und deren Umsetzung durch die Mitarbeiter/innen zeigt. (Mayerhofer, Kaspar, [2] 1996: 153-160; Woll, [8]1996: 230 f.)

Gonschorrek sieht „Führen [...] [als] das Optimieren der Selbstentwicklungskräfte, der Ideenvielfalt und der Kreativität, die in den Menschen steckt“ (Gonschorrek, 2002: 37) und schlägt in diesem Zusammenhang auch den Begriff des Leaders anstelle der Führungskraft vor. Hauptaufgabe des Leaders ist das Erzeugen von Motivation, Loyalität und Vertrauen.

Mitte der 90er Jahre hat sich der Begriff der Führung wieder in der deutschen Sprache etabliert und seine negative Belegung aus der Zeit des Nationalsozialismus abgelegt. Es wird zunehmend versucht, ihn vom englischen Begriff des Managements abzugrenzen. Management begreift zwei wesentliche Sichtweisen, zum einen das Führen (funktionale Betrachtung) und die Führung (institutionale Sichtweise). So wird Management als zielorientiertes Gestalten im Personalbereich (Personalplanung, -einstellung, -führung, -kontrolle und -information) und im Unternehmensbereich (Unternehmensplanung, -kontrolle und -information) definiert (Schneck, 1995: 14).

In dieser Ebene ist es wichtig, dass wir die Rollen wechseln können und auch einmal annehmen können. Auch Eltern sehnen sich in der Beziehung manchmal danach, versorgt und bemerkt zu werden und dass diese schönen Fähigkeiten einander mitgeteilt werden. Hier ist es wichtig, dass wir nicht warten, dass uns andere etwas geben, sondern dass wir wie gesunde kleine Kinder von anderen etwas holen, wenn wir etwas brauchen. Zum Beispiel, wenn kleine Kinder den Vater jederzeit vom Computer oder Fernsehen ablenken können und zur erstaunten Mutter sagen: „Ja glaubst du nicht, dass ich besser bin als der Fernseher oder Computer?“

In interessanten und lebendigen Beziehungen kann ich mich sowohl von anderen führen lassen, mich ihnen anvertrauen, als auch in anderen Situationen wiederum klar die Führung übernehmen, für den anderen Sorge tragen, Verantwortung übernehmen. In dieser Rolle müssen also zwei Aspekte unterschieden werden:

- die Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen, klar Führen zu können, einen Schutzrahmen zu setzen.
- Die Fähigkeit, Verantwortung abzugeben, verwöhnen zu lassen und annehmen zu können, um Hilfe bitten zu können.

Ad 4) Gleichwertiges Miteinander/Spielen

Auf gleicher Ebene in Kontakt sein bedeutet, gleichermaßen verantwortlich zu sein, mitzubestimmen, miteinander zu spielen und zu arbeiten. In Familien beispielsweise können die Eltern für einen bestimmten Zeitraum die täglichen Arbeiten, Schwierigkeiten usw. vergessen und frei mit den Kindern reden und spielen. Eltern und Kinder bewegen sich in diesen Momenten auf gleicher Ebene. Im Arbeitsbereich bewegt man sich z.B. im Rahmen von Teamarbeit auf gleicher Ebene, d.h. der Einzelne bringt seine Vorschläge ein und Entscheidungen werden gemeinschaftlich getroffen. Wenn ich in der Lage bin, diese Ebene zu leben, ist es leicht, mit anderen zusammen zu sein. Über gemeinsame Unternehmungen, Erlebnisse, Gespräche und Erfahrungen kommt noch mehr Lebendigkeit und Flexibilität in Beziehungen. Kreativität, Kind(isch) sein, ausprobieren, in andere Rollen schlüpfen, andere Blickwinkel einnehmen - all dies vergrößert meine Bereitschaft, mich immer wieder zu verändern und weiterzuentwickeln. In lebendigen Beziehungen, in denen viel gelacht und gespielt

wird, sind auf dieser Ebene viele Möglichkeiten vorhanden. Die Partner können hier ihre Kräfte spielerisch messen, Neues ausprobieren und sich auf diese Weise weiter entdecken oder auch einfach auf angenehme Weise die Zeit miteinander verbringen.

Ad 5) Umfeld
Diese Ebene beschreibt den Kontakt der Familie, des Paares oder des Einzelnen zur umgebenden Welt. Hier geht es darum, wie ich mit den Menschen und allem anderen, was mich umgibt, in Verbindung stehe, und zwar sowohl im nahen wie auch im entfernten Umfeld: Freunde, Verwandte, Vereine, Gemeinde, Land, Natur, Kosmos. Habe ich einige enge Freunde oder einen großen Freundeskreis? Engagiere ich mich in einer Interessengruppe, in der Gemeinde oder Ähnlichem? Bin ich an technischen Neuerungen und Informationen über die Umwelt interessiert? Welchen Kontakt habe ich zur Natur?

Auf dem Weg über die Verbindung zu der Welt, die mich umgibt, gestalte ich mein Leben mit und übernehme zugleich Verantwortung in einem größeren Zusammenhang. Paaren, die viel Kontakt mit ihrem Umfeld und anderen Menschen haben und sich nicht auf sich selbst zurückziehen, eröffnen sich immer wieder neue Sichtweisen und Impulse, die ihre Partnerschaft bereichern können.

1.5.3 Diskussion der Theorie der 5 Rollen – Work-Life Balance

Um eine Balance zwischen Berufs- und Privatleben zu erreichen, müssen diese 5 Rollen sowohl privat als auch beruflich definiert werden. Die Definition dieser 5 Rollen ist nicht nur von uns selbst abhängig, sondern sie ist umgeben von familiären, kulturellen, gesellschaftlichen und globalen Beliefs. All diese Variablen und Regeln sollen bei der Definition der 5 Rollen berücksichtigt werden.

Der Begriff der „Work-Life-Balance“ (Balance zwischen Arbeits- und Privatleben) wird in vielen und oft sehr unterschiedlichen Bereichen gebraucht. So findet man in dem Bericht der Kommission der europäischen Gemeinschaften zum Thema Gleichstellung zwischen Frauen und Männern[8] dieses Thema vor allem bei der Frage der Arbeitszeiten der Frauen in Zusammenhang mit der Anzahl der Kinder.

„Obwohl die Inanspruchnahme von Teilzeitarbeit u. U. persönliche Präferenzen widerspiegelt und Menschen die Möglichkeit gibt, (wieder) in den Arbeitsmarkt einzusteigen und erwerbstätig zu bleiben, belegt der große geschlechtsspezifische Unterschied auch unterschiedliche Muster in der Zeitverwendung von Frauen und Männern, die vor allem von Frauen übernommenen Pflege- und Erziehungsaufgaben und die größeren Schwierigkeiten, die sich ihnen bei der Vereinbarkeit von Privat- und Berufsleben stellen. Erwerbsbeteiligung und Beschäftigungsumfang der Frauen hängen eng mit der Anzahl und dem Alter der Kinder zusammen. Auf Männer trifft dies weniger zu. Ein Kind führt bei Frauen zwischen 20 und 49 Jahren dazu, dass die Beschäftigungsquote um 14,3 Prozentpunkte sinkt, während sie bei Männern um 5,6 Prozentpunkte steigt. Mit der Anzahl der Kinder steigt auch die Anzahl der Frauen, die Teilzeitbeschäftigung in Anspruch nehmen, was bei Männern nicht der Fall ist. Ein Drittel der Frauen mit einem Kind und die Hälfte der Frauen mit drei oder mehr Kindern arbeiten auf Teilzeitbasis, wohingegen die Anzahl der Kinder sich nur geringfügig auf den Prozentsatz der Teilzeit arbeitenden Männer auswirkt.“ (Bericht der EU Kommission: 6f.)

Es fällt auf, dass in der Diskussion um Work-Life-Balance eine Trennlinie gezogen wird zwischen dem Beruf (Work) und der Familie und Kindern (Life). Diese Zuordnung findet sich vor allem in Berichten über die Gleich-

8 BERICHT DER KOMMISSION AN DEN RAT, DAS EUROPÄISCHE PARLAMENT, DEN EUROPÄISCHEN WIRTSCHAFTS- UND SOZIALAUSSCHUSS UND DEN AUSSCHUSS DER REGIONEN zur Gleichstellung von Frauen und Männern – 2006 (http://europa.eu.int)

stellung von Frauen und Männern im Berufsleben und über die Vereinbarkeit von Beruf und Kindern wieder. Erstaunlicherweise wird der Aspekt des Privatlebens durch die Erziehung von Kindern definiert. Vielleicht liegt die Schwierigkeit der Definition in der Übersetzung aus dem Englischen, vielleicht ist es auch ein Zeichen der Zeit, dass Erziehung von Kindern immer noch nicht als Beruf angesehen wird. Prisching meint dazu, dass mehr denn je der Wert „Arbeit“ und „Leistung“ als unentbehrlich angesehen werden und ein „Zurückschrauben“ mit Karriereeinbußen gleichgesetzt wird.

„Work-Life-Balance“ kann nur im Kopf beginnen. Die meisten haben das Gefühl, aus dem „rat-race“ nicht aussteigen zu können. Sie orientieren sich in ihrem Verhalten an den anderen, nicht so sehr an den eigenen Zielen. Sie haben das Gefühl, im Konkurrenzkampf keine Wahl zu haben. Sie glauben, dass ein „Zurückschrauben“ nicht möglich ist, denn „the winner takes it all. Aber ein unbalanciertes Leben macht nicht glücklich, welchen Geschlechtes man auch ist. Nur in einer vor Dynamik blinden Gesellschaft werden Gelassenheit als Lethargie, Bindung als Hemmnis, Gleichgewicht als Sklerose, die Mittellage als Mittelmäßigkeit, die Multidimensionalität von Lebenszielen als Entschlusslosigkeit und die Balance als Inkonsequenz wahrgenommen.“ (Prisching: 2005: 54).

Paul Jiménez hat dazu herausgefunden, dass „[...] sich ein eindeutiger Trend [ergibt]: Personen, die sehr zufrieden sind mit der Vereinbarkeit Familie/Privatleben und Beruf haben ein geringeres Belastungserleben in allen Dimensionen (Kontrollverlust bis reduzierte Leistungsfähigkeit). Auf individueller Ebene kann also durchaus davon gesprochen werden, dass Maßnahmen, die zu einer Erhöhung der Zufriedenheit mit der Vereinbarkeit Familie/Privatleben und Beruf führen, auch das psychosoziale Erleben verbessern.“ (Jiménez, OIF: 43).

Die hier verstandene Definition von „Work-Life-Balance“ bezieht sich auf die Balance verschiedener Lebensbereiche wie beispielsweise Beruf, Familie, Freizeit, Hobbies, Sport, Kultur, Kunst, usw. Wie Elisabeth Häni[9] schreibt, wird der Begriff meist als Synonym für die Balance von Beruf und Familie verwendet. Ihrer Meinung nach wäre es treffender und der heutigen Zeit entsprechender von einer Gleichwertigkeit und Balance vieler Lebensbereiche zu sprechen („Life-Balance“). Der „Essential Guide to Work-Life-Balance“ definiert diesen Themenkomplex als „etwas, was die meisten von uns in einem gewissen Ausmaß betrifft – und es ist für die meisten Menschen ein reales Problem. Den richtigen Ausgleich zwischen Arbeit und den andern Dingen im Leben zu finden kann ganz schön schwierig sein, ob es nun darum geht, Kinder oder ältere Angehörige zu betreuen, sich auszubilden, sich im öffentlichen Leben zu engagieren oder ganz einfach Freunde zu treffen. Machen wir es falsch, dann handeln wir uns Stress und Unbehagen ein. Wollen wir uns wohlfühlen, ist es entscheidend, das Gleichgewicht zu finden.“ [10]

Abbildung 31: Workaholic Muster

Workaholic

Häufig passiert es, dass die beruflichen Rollen besser gelernt und geschult sind und versucht wird, diese Rollendefinition auf die privaten Beziehungen zu übertragen.

9 www.fairplay-at-home.ch/f/pdf/referat-tagung.pdf

10 Patrizia Schulz; Work-Life-Balance: Anforderungen an eine familienfreundliche Politik / Referate der Fachtagung für Personalverantwortliche vom 14. Dezember 2001, S. 3-5

Das ist unmöglich, weil im Privatbereich andere Nähe, anderes Flirten, anderes Miteinander gefragt ist als im Beruf. Beim Workaholic werden oft beruflich alle Rollen gelebt, privat beispielsweise aber nur zwei, „Individuum“ („ich möchte mich ausruhen“) und „Umfeld“ (repräsentiert durch Einladungen und Veranstaltungen).

Versucht man einem Workaholic nahe zu legen, mehr Zeit zu Hause zu verbringen, um die Beziehung zu retten, geht das aber nur, wenn gleichzeitig alle 5 Rollen in der privaten Beziehung definiert werden. Andernfalls kommt es zu Krankheiten oder anderen Problemen (Scheidungen).

Konfusion der Gefühle und Rollen
Da wir nur unzureichend lernen unsere Gefühle wahrzunehmen und auszudrücken, kommt es besonders zwischen den Rollen Frau/Mann und Vater/Mutter zu Konfusionen. Aufgrund unserer Erfahrungen besteht auch hier kein psychisches Problem sondern ein „Nicht Wissen“. Ist beispielsweise ein Vater in seine Tochter verliebt, was hoffentlich jeder Vater ist, er aber diese intensiven väterlichen Gefühle als erotischer Mann empfindet und auf diese Weise die Tochter betrachtet, wird diese sich vor dem Vater ekeln und vielleicht sogar in der Therapie von Missbrauch sprechen. Wenn der Vater sie in der Rolle des Vaters und nicht des Mannes mit der gleichen Intensität betrachten würde, könnte er mit ihr nackt im Bett oder in der Badewanne liegen und die Tochter würde sich wohl fühlen. „Neues Lernen“ hilft hier die unterschiedlichen Gefühle leben zu lernen. Hier besteht ein Mangel, weil meistens in den Familien nur wenige Gefühle gelebt werden und viele tabu sind.

Diese Graphik zeigt, dass alle Gefühle respektvoll gelebt werden können, wenn die Basis die eigene Resonanz ist. Wir müssen z.B. dringend lernen wieder zu trauern, sich adäquat zu ärgern oder sich wieder zu trauen, die eigene Intensität zu leben.

1.5.4 Zusammenfassung für gleichwertige Beziehungen

Work-Life-Balance und gleichwertige Beziehungen in Resonanz mit sich und den anderen sind dann möglich, wenn wir uns frei und gleichzeitig geborgen fühlen. In unseren gegenwärtigen Familien werden nur sehr wenige Gefühle gelebt, viele Gefühle sind tabu oder negativ belegt. Auch hier ergibt sich eine große Unsicherheit, die durch die nicht gelebte Sehnsucht nach Gefühlen wie Glück, Liebe, Freude entsteht. Gefühle wie Trauer oder adäquater Ärger sind andererseits oft tabu und für Kinder nicht mehr zugänglich. Durch diese Konfusion erfinden die Kinder selbst neue „Spiele“, um diese Gefühle in Form von Süchten und Aggressionen zu leben. Wie zum Beispiel „happy slapping“, rechtsradikale Gruppen mit ihren Auswüchsen.

Abbildung 32: Resonanz

Die privat und beruflich gelebten 5 Rollen sind der Schlüssel zur Work-Life-Balance. Der Resonanzzustand hilft uns, die bestmögliche Wahl zu treffen und ermöglicht das Miteinander im Alltag gestalten zu können. Ist Work-Life-Balance vorhanden, wirkt sie sich positiv auf Gesundheit, innere Ausgeglichenheit, Begeisterung als Frau/Mann, Ordnung in Beruf- und Privatleben, Motivation, positiven Umgang mit Stress und Druck aus und verhilft zu Klarheit, wenn es darum geht, die verschiedenen Rollen zu leben.

Generell kann gesagt werden, dass bei allen Paaren, die wir seit 1986 untersucht haben, jene Paare, die lang und gut zusammen sind, mehr streiten, aber jeder Streit konstruktiv endet. Jene Paare, die kürzer zusammen sind oder sich trennen, streiten weniger, aber jeder Streit endet im gleichen Teufelskreis. Deshalb sollte es eine der wichtigsten Aufgaben sein, andere Meinungen als Bereicherung neugierig zu entdecken, sodass „Streiten“ dadurch mit Spaß, Respekt und Begeisterung einen neuen Stellenwert bekommt. Polaritäten würden sich vereinigen und Krieg wäre nicht mehr notwendig.

Vor 2000 Jahren war Jesus einer der ersten, der sagte, Kriege könnten mit Liebe gelöst werden. Es scheint so, dass wir langsam diese Bedeutung verstehen lernen. In vielen Kulturen heißt es, dass wenn Geben und Nehmen in Beziehungen nicht in Balance ist, die Beziehung kritisch und schwierig ist.

1.6 Hoffnung für die Zukunft

Die vielen Veränderungen unserer Zeit bieten große Chancen, gleichwertiges Miteinander lehr- und lernbar zu machen. Im Verlauf der Geschichte der Menschheit entwickelten sich die unterschiedlichsten Formen von Beziehungen, Familie und Institutionen. Entsprechend unterschiedlich waren auch das Rollenverständnis und die Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau. Beispielsweise gab es Gesellschaftsformen wie das Matriarchat auf Lesbos oder aber patriarchalische Kulturen wie unsere vom Christentum geprägte Vergangenheit. Wir sehen uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt vielleicht zum allerersten Mal vor die Möglichkeit gestellt, eine Zukunft mitzugestalten, in der beide Geschlechter gleichermaßen über „Macht“ verfügen und Verantwortung übernehmen.

Von besonderer Bedeutung für unsere Gegenwart ist der Übergang von der vorindustriellen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts über die Industrialisierung bis hin zur heutigen, „postindustriellen“ Gesellschaftsform und zu den entsprechenden Entwicklungen in Familie, Ehe und Partnerschaft sowie für den einzelnen Menschen.

Die Familie hatte in der vorindustriellen Epoche den Charakter einer Wirtschaftsgemeinschaft, also einer produktiven Arbeitsgemeinschaft, die auf Existenzsicherung im Rahmen einer Naturalwirtschaft ausgerichtet war. Die Mitarbeit des Einzelnen war auf den Erhalt der ganzen Familie gerichtet und mit dem Begriff Familie war das „ganze Haus“ gemeint. Mehrere Generationen und Verwandtschaftsgrade wie auch Bedienstete gehörten zu dieser Familie oder Sippe. Innerhalb eines tradierten Rahmens gab es Regeln und Gesetze, die zwar einerseits die Wahlmöglichkeiten des Einzelnen einschränkten, andererseits jedoch Sicherheit und Stabilität garantierten sowie die Einbindung des Menschen in ein größeres Ganzes sicherstellten. Die Eltern hatten bei der Wahl des Ehepartners ein Vor- oder Mitspracherecht und in den meisten Fällen trafen sie auch die definitive Entscheidung. Grundlegende Funktion einer Ehe war auch hier die Sicherung von Existenz und Nachkommenschaft, wodurch ein Weiterbestehen der Sippe sowie die Altersversorgung gewährleistet waren.

Mit Einsetzen der Industrialisierung und Urbanisierung verlor die traditionelle Funktion der Familie zunehmend an Bedeutung. Ihr gesamtes Bild, ihre Struktur und Funktion veränderte sich. Durch das Wegfallen der traditionellen Bezüge ergaben sich für den Einzelnen mehr Wahlmöglichkeiten und er konnte so seinen Lebenslauf in stärkerem Maß selbst gestalten. Dieser Individualisierungsprozess kann jedoch nicht nur als das Ergebnis größerer Entscheidungsfreiheit betrachtet werden, sondern muss auch als Reaktion auf die Zwänge, die durch die sozialstrukturellen Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt entstanden, gesehen werden, mit anderen Worten also als „kulturelle Antwort auf die Herausforderungen einer neuen Lebenslage“ (Beck, 1986).

Aufgrund der neuen Bedingungen fand die entlohnte Arbeit außerhalb der Familie statt, der Lebensraum passte sich dem Arbeitsmarkt an. Es bildete sich eine Aufgliederung in Arbeits- und Privatbereich heraus, sowie eine neue Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern. Die Individualisierung und die Möglichkeiten einer „selbstentworfenen Biographie“ ebenso wie philosophische Konzepte wie Freiheit und Gleichheit galten jedoch nur für die eine Hälfte der Menschen, nämlich für Männer. Die Frau hatte - z.B. nach Kant und Fichte - die Freiheit, ihrer Natur zu folgen, und als diese wurde die Unterordnung unter den Mann und die Anpassung an dessen Lebensstil verstanden.

Nach Auflösung des Familienverbandes als Wirtschaftsgemeinschaft entstand nun ein neues Leitbild: der Mann als Ernährer im Arbeitsprozess, die Frau zuständig für „Heim und Herd“ und die Kindererziehung. Die Individualisierung verläuft somit in komplementärer Weise. Der weibliche Lebenszusammenhang wurde nicht ausgeweitet, sondern auf den Binnenraum des Privaten begrenzt. Neben der physischen Versorgung übernahm die Frau jetzt noch in Form von Gefühls- und Beziehungsarbeit, dem Ausgleichen von Spannungen, dem Herstellen einer „Oase des Friedens“ die psychische Versorgung des Mannes. An diesem Punkt wirkt sich die Zunahme an Wahlmöglichkeiten noch nicht störend auf die Harmonie in der Familie aus, denn der Mann wählt, während die Frau sich anpasst. Dadurch bleibt die Stabilität der Familie erhalten. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts beginnen jedoch auch die Frauen, sich von der Tradition zu lösen und damit verbunden entsteht ein neues Rollenverständnis. Umfassende Veränderungen der weiblichen „Normalbiographie“ sind jedoch erst seit den 50er und 60er Jahren zu beobachten. Verheiratete Frauen gehen in zunehmendem Maß einer Erwerbstätigkeit nach. Die Berufstätigkeit endet nicht mehr mit der Heirat, sondern mit Geburt des ersten Kindes. In vielen Fällen wird, sobald die Kinder etwas größer sind, der Beruf wieder aufgenommen.

Gründe hierfür sind die Isolierung der Frauen, die durch das Leben als Hausfrau von Gesellschaft und Öffentlichkeit abgeschnitten sind, und die Technisierung des Haushalts. Zudem entstehen zunehmend Bildungsmöglichkeiten für Frauen und damit steigt auch das allgemeine Bildungsniveau. Weiterhin müssen in diesem Zusammenhang auch die Auswirkungen der beiden Weltkriege und der Wirtschaftskrise in den 30er Jahren berücksichtigt werden, denn die Frauen waren in diesen Situationen aus ihrer herkömmlichen Rolle herausgelöst und mussten in Bereichen arbeiten und Verantwortung übernehmen, die zuvor ausschließlich als Domänen des Mannes betrachtet wurden.

Dieser Wandel des Rollenverständnisses manifestiert sich unter anderem in der Reformierung des Ehe- und Familienrechts. „Während noch im Jahr 1957 die so genannte traditionelle Arbeitsteilung vom Gesetzgeber zur Norm erklärt wurde - der Mann als ‚Ernährer’, die Frau das ‚Herz der Familie’ -, wurde 1977 dieses Leitbild durch das Prinzip einer ‚Wahlfreiheit’ ersetzt, wonach Mann und Frau die Aufgaben in Beruf und Familie nach eigener Absprache aufteilten. Gleichzeitig wurde die Versorgung im Scheidungsfall neu geregelt: Dem Grundprinzip nach soll die Frau jetzt durch eigene Berufstätigkeit für ihren Lebensunterhalt aufkommen“ (Beck, 1986: 157).

Frauen können auch in immer geringerem Maß eine Versorgung durch den Mann voraussetzen. Sie müssen die Sicherung ihrer Existenz selbst planen, d.h. sie müssen sich als selbstständige Einzelperson verstehen. Diese Entwicklungen haben zur Folge, dass Frauen nicht nur in Bezug auf Familie Wünsche und Pläne entwickeln, sondern auch für die eigene Person und sich mit ihren Interessen, ihren Rechten und der eigenen Lebensplanung auseinandersetzen. Parallel dazu gibt es Entwicklungen, die eine Verwirklichung der Pläne und Wünsche der Frauen begünstigen: es stehen stark verbesserte Verhütungsmittel zur Verfügung, auf die relativ problemlos zugegriffen werden kann; das Thema Scheidung ist nicht mehr länger ein gesellschaftliches Tabu usw. Wie wirken sich diese Veränderungen nun auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau aus, wie auf die Vorstellungen von Familie, Ehe und Partnerschaft?

An die Stelle der vorindustriellen Existenzsicherung und der „Komplementarität“ des bürgerlichen 19. Jahrhunderts tritt nun die Vorstellung einer ebenbürtigen, gleichwertigen Partnerschaft zwischen Mann und Frau. Eine Geistesverwandtschaft zwischen zwei Menschen, die sich in Charakter und Lebenseinstellung nah sind, wird angestrebt.

Die Verbindung zweier Personen mit jeweils individueller Lebensplanung ist, wie man unschwer an unserer jüngeren Geschichte ablesen kann, mit Risiken und Belastungen verbunden, sie birgt aber auch Möglichkeiten und Chancen in sich. Im Idealfall geht man indes bereits von einer Situation aus, in der Mann und Frau als Entscheidungspartner mit ähnlich gelagerten Zielen agieren.

Im Rahmen von Untersuchungen und Gesprächen wurden unterschiedliche Erwartungen von Männern und Frauen deutlich, die immer wieder zu Konfliktsituationen führen. Frauen betonen oft die Wichtigkeit von emotionaler Nähe, von Gesprächen und Austausch, während sich Männer häufig mit einem geregelten Ablauf zufrieden zeigen, was in relativ unspezifischen Aussagen wie z.B. „wenn alles gut läuft“ zum Ausdruck kommt. Was häufiger erkennbar wird, ist die Tatsache, dass sie noch immer über mehr Macht verfügen und daher mehr Ausweichmöglichkeiten haben und dass sie in geringerem Maß Gefühle äußern dürfen als Frauen. Es gibt jedoch Anzeichen, dass sich auch der Mann durch die neuen Entwicklungen in seinem Rollenverständnis verunsichert fühlt.

Die althergebrachte Form der Beziehung war von der Unterordnung der Frau unter den Mann gekennzeichnet, gleichzeitig aber wurden die Beziehung und der Familienverband gerade durch diese Struktur zusammengehalten. Die neue Form hat ihre Schwierigkeiten in der Vereinbarkeit von zwei eigenständigen Biographien, diese Struktur birgt aber auch Möglichkeiten zur Selbstentfaltung und gemeinsamen Unterstützung in sich. Der Balanceakt zwischen Freiheit und Bindung stellt sicher sowohl für Frauen wie Männer eine Herausforderung dar, für die neues Lernen dringend nötig ist.

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt ist die Suche des Menschen nach Identität, das Streben nach Zugehörigkeit zu einem größeren Zusammenhang. Früher war der Mensch eingebunden in den größeren Rahmen der Sippe, in die Tradition und den religiösen Glauben, der meist eng verwoben war mit allen anderen Bereichen. Dieses „Eingebundensein“, diese Form der Identität fällt in immer stärkerem Maß weg. Die entsprechenden Bedürfnisse werden heute überwiegend auf den Lebenspartner übertragen, d.h. es bestehen sehr hohe Erwartungen an eine Partnerschaft. Die Toleranz füreinander hält jedoch mit diesen Erwartungen nicht immer Schritt.

Um Antworten auf diese genannten neuen Richtungen zu finden und in den Familien wieder ruhig und liebevoll miteinander leben zu können, sollten folgende Fragen in Projekten von den Beteiligten selbst gefunden werden:

- Was ist Lebensqualität?
- Was ist Eigenverantwortung?
- Was sind neue Rollenbilder?

1.6.1 Was ist Lebensqualität?

Zurzeit verbrauchen 20% der Erdbevölkerung 80% der Ressourcen. Lebensqualität wird hauptsächlich an materiellen Dingen gemessen. Wenn wir diese Erkenntnis auf alle Länder übertragen, wissen wir, dass sich die Rechnung sicher nicht ausgeht. Wir wissen aber auch, dass das, was wir wirklich wollen – Freude, Glück oder Miteinander – niemals in einem Geschäft gekauft werden kann, sondern jeder nur für sich selber und für

sein System finden kann. Gleichzeitig ist die Frage wichtig, wie viel ich wirklich an materiellen Dingen brauche, um Lebensqualität entfalten zu können.

1.6.2 Was heißt Eigenverantwortung in unseren Aktivitäten und unseren Beziehungen?

Zumindest in den deutschsprachigen Schulen ist Gehorsam immer noch eine der wichtigsten Erwartungen an die Kinder. Kreativität und Eigenverantwortung ist wenig gefragt, wird häufig verhindert oder sogar verboten. Eigenverantwortung ist ein Wissen um das innere Resonanzgefühl, ein Gefühl, das der Person Selbstbewusstsein und Selbstsicherheit gibt, sodass diese mit Freude eigenverantwortlich Entscheidungen treffen kann. Wird dieses Resonanzgefühl nicht gespürt bzw. gelebt, dann werden zwar mit dem Kopf viele Rechtfertigungen für Entscheidungen gefunden, sie sind aber letztendlich fremdbestimmt. Daher ist es wichtig, dass Resonanz nicht nur in uns, sondern auch mit dem Umfeld gespürt wird, sodass bei Entscheidungen immer das Wissen um die eigene Ökologie und die Ökologie des gesamten Systems mitberücksichtigt wird. Dieser komplexe Zustand – Resonanz in uns und mit dem Umfeld – kann gelehrt und gelernt werden und ist die Basis für charismatische Führungspersönlichkeiten, die ihre Gefühle und Gedanken eigenverantwortlich wählen können.

1.6.3 Was sind neue Rollenbilder?

Alte Rollenbilder sind zerfallen und neue sind noch nicht vorhanden. Es ist nicht möglich, neue Rollenbilder im Labor zu kreieren. Diese können nur von den betroffenen Personen selbst gefunden werden. Mit Hilfe unseres 5-Rollen-Modells erleben wir, dass - wenn in einer Beziehung diese 5 Rollen gelebt werden - das Gefühl, dass die Beziehung gut ist, dominiert. Fehlt eine Rolle, wird meistens inhaltlich das Gefühl von Mangel deutlich und Schwierigkeiten entstehen. Unsere Hypothese: Die 5 Rollen sollten sowohl beruflich als auch privat von jedem unterschiedlich definiert werden. Jede dieser Rollen wird inhaltlich mit den logischen Ebenen gefüllt. Das bedeutet beispielsweise für die Mann/Frau Rolle, dass von jedem einzelnen eine Vision gefunden werden muss, wie Frauen und Männer der Zukunft sein werden, welche Werte, inneren Einstellungen, welche Strategien und Verhaltensweisen in diesen neuen Rollen von Mann/Frau gelebt werden. Dazu ist es hilfreich, Anregungen von Gruppenteilnehmer/innen und deren Erkenntnisse in den eigenen Prozess mit einzubeziehen. Auch hier ist wieder die Verbindung von Struktur und Weisheit wichtig, um neue Möglichkeiten zu finden. Die Struktur der 5 Rollen nach dem Resonanz-Modell ist für alle gleich, wird aber inhaltlich von jedem individuell mit Hilfe der logischen Ebenen ausformuliert.

Es hat in der ganzen Menschheitsgeschichte noch nie gleichwertige Partnerbeziehungen gegeben, es gab immer Patriarchat oder Matriarchat, d.h. einer ist oben und einer unten. Wir haben nun erstmals die Chance, zu entdecken, was gleichwertiges Miteinander heißt. Unsere steigenden Scheidungsziffern zeigen, dass wir noch nicht sehr weit gekommen sind. Antworten darauf zu finden, ist eine große Herausforderung und bringt viel Leben in die Diskussionen.

- Lösungen müssen für folgende Familienkonstellationen am dringendsten gefunden werden:
- Alleinerzieher/innen
- Patchworkfamilien
- Interkulturelle Beziehungen in Familien (u.a. Migrantenfamilien)

Kleinfamilie vs. Großfamilie

Mit Hilfe der 5 Rollen können neue Visionen gefunden werden, sodass jeder die eigenen Rollen für sich definieren kann und nicht, so wie in der Vergangenheit, eine Rollendefinition für alle vorgegeben wird.

Alle in diesem Artikel genannten, für das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft notwendigen sozialen Kompetenzen sind lehr- und lernbar. Eine Möglichkeit dazu bietet das Resonanzmodell, das in Teil 5 der Studie näher beschrieben wird.

Literatur

BANDLER, Richard; GRINDER, John; Neue Wege der Kurzzeit-Therapie. Junfermann, Paderborn 1994.
BANDLER, Richard; GRINDER, John; Metasprache und Psychotherapie. Die Struktur der Magie I. Junfermann, Paderborn 1994.
BECK, Ulrich; Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1986.
BATESON, Gregory; Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1996.
BEHAM, Martina; Statistik aus Kinderperspektive. ÖIF, Wien 1997.
BERGER, Peter L.; LUCKMANN, Thomas; Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1980.
BOURDIEU, Pierre; Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1987.
BORZT, Jürgen; DÖRING, Nicola; Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. Springer Medizin Verlag, Heidelberg 2005.
BRUNNER, Ewald J.; HUBER, Günter L.; Interaktion und Erziehung. Psychologie Verlags Union, München 1989
CIZEK, Brigitte (Hrsg.); Familienforschung in Österreich. Markierungen –Ergebnisse – Perspektiven ÖIF Schriften Heft 12, Wien 2004.
DIETSCHER,C.; DÜR, W. (2002): Evaluation des Wiener Netzwerks Gesundheitsfördernder Schulen. Jahresbericht 2002. Wien: ÖGMS, LBIMGS.
DURCKHEIM, Emil; Erziehung, Moral und Gesellschaft. Vorlesung an der Sorbonne 1902/1903. Suhrkamp Frankfurt am Main 1984.
DÜR, W., MRAVLAG, K. (2002):. Gesundheit und Gesundheitsverhalten bei Kindern und Jugendlichen. Bericht zur Gesundheit der 11-, 13- und 15-jährigen SchülerInnen in Österreich. Aufbereitung der Daten des 6.WHO-HBSC-Surveys 2001 und Trends seit 1990. Wien: LBIMGS. (hbsc /17).
DÜR, W., BAUER, M.M. , GROSSMANN, W., MRAVLAG, K. (2002): Partizipative Strukturen in der Schule und die Gesundheit von Jugendlichen im Alter von 11, 13 und 15 Jahren. Wien: LBIMGS. (hbsc/18).
DÜR, W., MRAVLAG, K. (2002): Gesundheit und Gesundheitsverhalten bei Kindern und Jugendlichen. Bericht zur Gesundheit der 11-, 13- und 15-jährigen SchülerInnen in Österreich. Aufbereitung der Daten des 6.WHO-HBSC-Surveys 2001 und die Trends für 1990-2001. Wien: BMSG. (Reihe Originalarbeiten, Studien, Forschungsberichte).
ERIKSON, Erik H.; Kindheit und Gesellschaft. Klett, Stuttgart 1968.
FAIX, Werner G.; LAIER, Angelika; Soziale Kompetenz: Wettbewerbsfaktor der Zukunft. Gabler Verlag, Wiesbaden 1996.
FEND, Helmut; Qualität im Bildungswesen. Schulforschung zu Systembedingungen, Schulprofilen und Lehrerleistung. Juventa, Weinheim 1998.
FERNANDEZ de la Hoz, Paloma; PFLEGERL, Johannes; Familie als Schlüssel zur Integration. In: 4. Österreichischer Familienbericht 1999; BM für Unterricht, Jugend und Familie, Wien 1999.
FISCHER-ROSENTHAL, Wolfram; ROSENTHAL, Gabriele; Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. in: Zeitschrift für Sozialforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), 17. Jahrgang, Heft 4, 1997.
FLICK, Uwe (Hrsg.) Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Beltz, München 1995.
FOERSTER, Heinz von; Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1996.
FRANKL, Viktor; Der unbewusste Gott. Psychotherapie und Religion. DTV, München 2004.

FROSCHAUER, Ulrike; LUEGER, Manfred; : Das qualitative Interview: zur Analyse sozialer Systeme. WUV Universitäts Verlag, Wien 1992.

GLASER, Barney; STRAUSS, Anselm; Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Verlag Hans Huber, Bern 1998.

GLASERSFELD, Ernst von; Abschied von der Objektivität. In: KRIEG, Peter; WATZLAWICK, Paul (Hg.); Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus. Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg 2002; S. 17-30

GONSCHORREK, Ulrich : Emotionales Management : Erfolgsfaktoren sozial kompetenter Führung. Frankfurter Allg. Buch, Frankfurt/Main 2002.

HALLER, Max: Kinder und getrennte Eltern. Schriftenreihe des österreichischen Institutes für Familienforschung. Wien 1996 in www.oif.ac.at.

HÄNI, Elisabeth; WorkLife und LifeWork: Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie aus Sicht der Arbeitnehmenden. In: Work-Life-Balance: Anforderungen an eine familienfreundliche Politik / Pour une politique du personnel qui tienne compte de la vie familiale. Referate der Fachtagung für Personalverantwortliche vom 14. Dezember 2001 / Exposes de la journee d‘etude du 14 decembre 2001 destinee aux responsables des ressources humaines auf: www.fairplay-at-home.ch/f/pdf/referat-tagung.pdf (Zugriff am 5. April 2006).

HOFFMANN, Klaus; Leben in einem fremden Land. Wie türkische Jugendliche „soziale“ und „persönliche“ Identität ausbalancieren. KT-Verlag, Bielefeld 1990.

HURRELMANN, Klaus; Ulich, K; Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Beltz, Weinheim 1991

HURRELMANN, Klaus; Einführung in die Sozialisationstheorie. Beltz, Weinheim 2002.

HURRELMANN, Klaus; Einführung in die Kindheitsforschung. Beltz, Weinheim 2003.

JONAS, Hans; Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2003.

KAINZMAYER, Christoph : Die soziale Kompetenz von Schülern der 4. Klasse Volksschule in Wien

KOLAKOWSKI, Leszek; Falls es keinen Gott gibt. Piper, München 1982.

KRIEG, Peter; WATZLAWICK, Paul (Hg.); Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus. Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg 2002.

KUTSCHERA, Gundl; Tanz zwischen Bewusst-sein und Unbewusst-sein. Junfermann Verlag, Paderborn 1994.

KUTSCHERA, Gundl, CARL, Roswitha; PFEFFER, Simone; Resonanz in Partnerbeziehungen. NLP in Harmonie miteinander leben. Junfermann Verlag, Paderborn 1995.

KUTSCHERA, Gundl; WAIDHOFER, Michael; Forschungsbericht. Zwischenergebnisse der laufenden Evaluierung eines Kinder-Lernprogramms. Maria Enzersdorf, 2003a www.kutscheracommunication.com

KUTSCHERA, Gundl; WAIDHOFER, Michael; Forschungsbericht. Auswertung von Nlp-Resonanzseminaren 1999 – 2002. Wien, 2003b www.kutscheracommunication.com.

LAMNEK, Siegfried; Qualitative Sozialforschung. Band 2 Methoden und Techniken. Beltz, Weinheim 1995.

LEWIN, Kurt; Die Lösung sozialer Konflikte. Ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik. Christian –Verlag, Bad Nauheim 1968.

LUHMANN, Niklas; FUCHS, Peter; Reden und Schweigen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998

LUHMANN, Niklas; Die Gesellschaft der Gesellschaft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998

LUHMANN, Niklas; Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? VS Verlag, Wiesbaden 2004

MAYERHOFER, Wolfgang; KASPER, Helmut: Personalmanagement Führung Organisation. Wirtschaftsverlag Carl Überreuter Wien [2]1996.

MARKEFKA, Manfred; NAUCK, Bernhard (Hrsg.); Handbuch der Kindheitsforschung. Luchterhand, Neuwied, Kriftel, Berlin, 1993.

MATURANA Humberto; VARELA, Francisco; Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens. Goldmann, Bern 1984.

MEAD, Margaret; Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild. Verlag Dietmar Klotz, Frankfurt am Main 2006.

MITSCHERLICH, Alexander; MITSCHERLICH, Margarete; Die Unfähigkeit zu Trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. Piper, München 1985.

NAUCK, Bernhard; Jugendbuch und Sozialisation. Böhlau, Köln 1977.

NIGSCH, Otto: Was ist Sozialkompetenz? http://soz.ganymed.org/texte/kompetenz.shtml 20. Juli 1999 (Datum des Zugriffs 05.05.2003) oder in Österreichische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS), Westdeutscher Verlag, Heft 1/1999 24. Jahrgang

Österreichischer Familienbericht 1999; Bundesministerium für Umwelt Jugend und Familie http://www.bmsg.gv.at

PASS, Claudia; HOFER, Bernhard; Bedeutung und Stellenwert nachberuflicher Tätigkeiten von Menschen im dritten Lebensabschnitt im ländlichen Raum eine empirische Erhebung in 12 ausgewählten oö. Gemeinden. Public Observer: Schriftenreihe 1, Verlag Easy Media, Linz 2006.

PIAGET, Jean; Das Weltbild des Kindes. DTV, München 2003.

PRISCHING, Manfred; Die Erfindung von Leben und Arbeit. in: CIZEK, Brigitte; SCHIPFER, Rudolf Karl (Hrsg.); Joint Venture Familie und Wirtschaft? Widersprüche – Ansprüche – Machbarkeit. Dokumentation des Symposiums „Familie in Wissenschaft und Praxis“ – Strobl 2004. OIF Schriftenreihe Heft 22/2005.

RICHTER, Rudolf [Hrsg.]; Sinnbasteln : Beiträge zur Soziologie der Lebensstile.

RICHTER, Rudolf; Grundlagen der verstehenden Soziologie. Soziologische Theorien zur interpretativen Sozialforschung. WUV, Wien 1995.

RICHTER, Rudolf; Soziologische Paradigmen. Eine Einführung in klassische und moderne Konzepte von Gesellschaft. WUV, 1997.

RICHTER Rudolf; Qualitative Methoden in der Kindheitsforschung. In: ÖZS (Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Heft 4/1997, Westdeutscher Verlag Gmbh, Opladen 1997.

RICHTER Rudolf; SUPPER, Sylvia; Moser, Valerie; Postadoleszenz. Nicht-materieller Transfer in der Ablösungsphase vom Elternhaus im städtischen Raum. Institut für soziokulturelle Analysen (ISKA), Wien 2002

SATIR, Virginia; BANMEN, John; GERBER, Jane; GOMORI, Maria; Das Satir-Modell. Familientherapie und ihre Erweiterungen. Junfermann, Paderborn 1995.

SATIR, Virginia; BALDWIN, Michele; Familientherapie in Aktion. Junfermann, Paderborn 1999.

SCHIPFER, Rudolf; http://www.oif.ac.at/online.htm; (Zugriff am 28.01.2000).

SCHLEMMER, Elisabeth; Familienbiografien und Schulkarrieren von Kindern. Theorie und Empirie. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2004.

SCHNECK, Ottmar: Management-Techniken: Techniken zur Planung, Strategienbildung und Organisation. Campus Verlag Frankfurt/Main, New York 1995.

SCHNELL, Rainer; HILL, Paul; ESSER, Elke; Methoden der empirischen Sozialforschung. Ouldenburg Verlag, München 1999.

SCHREINER, Susanne; Soziale Kompetenz von Jugendlichen. Universität Wien 1999.

SCHUHMACHER, Jörg; KLAIBERG, Antje; BRÄHLER, Elmar; Band 2: Diagnostische Verfahren zu Lebensqualität und Wohlbefinden. Göttingen 2003. in: Brähler, Elmar; Straß, Bernhard (Hg.); Diagnostik für Klinik und Praxis. Hogrefe-Verlag GmbH&Co.KG, Göttingen 2003.

SHELL Jugendstudie 1997; Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement und Politische Orientierungen. Leske + Budrich, Opladen 1997.

SHELL Jugendstudie 2000; Jugend 2000. Leske+Budrich, Opladen 2000.

SHELL Jugendstudie 2002; HURRELMANN, Klaus; ALBERT, Mathias (Hrsg.); Jugend 2002. Zwischen pragmatischen Idealismus und robustem Materialismus. Fischer-Taschenbuch, Frankfurt/Main 2003.

SHELL Jugendstudie 2006; HURRELMANN, Klaus; ALBERT, Mathias (Hrsg.); Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. Fischer-Taschenbuch, Frankfurt/Main 2006.

SCHÜTZ, Alfred; LUCKMANN, Thomas; Strukturen der Lebenswelt. Band 2. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1984.

STANGL, Werner; Der Begriff der sozialen Kompetenz in der psychologischen Literatur (Version 2.0). p@psych e-zine 3. Jg. 2001; http://paedpsych.jk.uni-linz.ac.at/PAEDPSYCH/SOZIALEKOMPETENZ/ (Zugriff am 31.3.2006).

SUPPER, Sylvia; Postadoleszenz – Die Beziehungen junger Erwachsener zu ihren Eltern in der Ablösungsphase, in: Rudolf Richter (Hg.); Familie in der Alltagskultur. Schriftenreihe des Instituts für Soziologie, Nr. 32 Wien 1995.

SUPPER, Sylvia; KUTSCHERA, Andrea; MIKO, Katharina; Neue Wege zum Erwachsenwerden und veränderte

Generationenbeziehungen im städtischen Raum. Untersuchung einer neuen Lebensphase am Fallbeispiel junger MigrantInnen der zweiten Generation in Wien. Institut für Soziologie, Wien 2002.

TREIBEL, Annette; Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. VS, Wiesbaden 2004.

WALKER, Wolfgang; Abenteuer Kommunikation. Bateson, Perls, Satir, Erikson und die Anfänge des Neurolinguistischen Programmierens (NLP). Klett-Cotta, Stuttgart 1996.

WATZLAWICK, Paul (Hrsg); Die erfunden Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. Piper, München 1997.

WILK, Liselotte; MARESCHÜTZ, Gerhard; Soziotop Familie. Familie als Frauenfrage, Männerfrage, Kinderfrage. Ehe und Familie - Zeitschrift Verlags Ges., Wien, 1992.

WILK, Liselotte; BACHER, Johann (Hrsg.); Kindliche Lebenswelten. Eine sozialwissenschaftliche Annäherung. Leske + Budrich, Opladen, 1994.

WILK, Liselotte; BACHER, Johann (Hrsg.); Kindsein in Österreich: Ein vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie. Linz, 1993.

WOLL, Artur: Wirtschaftslexikon. Oldenburg Verlag München, Wien [8]1996.

ZAPOTOCZKY, Klaus; Friede statt Reichtum. Soziologische Überlegungen zur Entwicklungshilfe. Veritas, Wien, Linz Passau 1968.

ZAPOTOCZKY, Klaus; Der Weg der Kindheit vom Mittelalter ins Dritte Jahrtausend. in: Gesundheits- und Sozialsprengel Wels Stadt (Hrsg.): Kinder ohne Kindheit? Gesundheitliche und soziale Aspekte, Wels 2001.

Sofern nicht anders gekennzeichnet stammen alle Grafiken von Dr. Gundl Kutschera.
Grafische Überarbeitung www.reizverstaerker.at